

Das Westerbach-Blatt

20. Jahrgang
September bis November 2024



Zeitschrift des
Fördervereins Katholische Gemeinde St. Nikolaus
Niederhöchstadt e.V.



Förderverein
Katholische Gemeinde
St. Nikolaus
Niederh Höchststadt e.V.

DER FÖRDERVEREIN UND DAS WESTERBACH-BLATT STELLEN SICH VOR

Der Förderverein

Ziel des **Fördervereins** ist die Förderung kirchlicher Zwecke durch die ideelle und finanzielle Unterstützung der Katholischen Gemeinde St. Nikolaus in ihren kirchlichen, sozialen und religiösen Belangen. Dies wird insbesondere durch die Beschaffung von Mitteln aus Spenden, Beiträgen, Zuschüssen, sonstigen Zuwendungen und weiteren erwirtschafteten Überschüssen sowie deren Weiterleitung und Verwendung zur Förderung verwirklicht.

Aufgabenbereiche des im Jahr 2000 gegründeten Fördervereins sind die **Kinder- und Jugendarbeit**, die **Seniorenarbeit**, der **Ökumenische Mittagstisch**, der Unterhalt der **Orgel** sowie verschiedene vom Verein organisierte kulturelle und gesellschaftliche Veranstaltungen in St. Nikolaus.

Wenn Sie Interesse haben, den Verein generell oder in einem dieser Bereiche aktiv zu unterstützen, können Sie ihm gerne beitreten. Das **Anmeldeformular** finden Sie auf der letzten Seite des Westerbach-Blatts.

Kinder- und Jugendarbeit

In der **Kinder- und Jugendarbeit** ist der Förderverein Träger der „Stadtteiloffenen Kinder- und Jugendarbeit“ und damit auch des **Jugendcafé** im Bürgerzentrum von Niederh Höchststadt. Gleichzeitig unterstützt der Förderverein im Rahmen dieser Tätigkeiten die Katholische Gemeinde St. Nikolaus. Auf Basis eines Kooperationsvertrages übernimmt die Stadt Eschborn die Personalkosten, der Förderverein die Sachkosten. Durch diese Zusammenarbeit wird für die Kinder und Jugendlichen unter anderem ein umfangreiches **Ferienspielprogramm** ermöglicht. Hierzu gehört auch die Förderung eines jährlichen **Zeltlagers** sowie die Unterstützung der **Sternsinger-Aktion** in der Katholischen Gemeinde St. Nikolaus.

**Jugendcafé
im Bürgerzentrum**

Pädagogische Leiterin der Kinder- und Jugendarbeit des Fördervereins ist seit 2017 die Sozialpädagogin Antonella Battista. Gleichzeitig arbeitet sie in der nichtkatechetischen Kinder- und Jugendarbeit der Katholischen Gemeinde St. Nikolaus mit.

Seniorenarbeit

Ein weiterer Schwerpunkt der Aktivitäten des Fördervereins ist die Unterstützung der **Seniorenarbeit** in Niederh Höchststadt. Das von Gertrud M. Rist geleitete **Westerbach-Café** wurde im Jahre 2004 als ökumenisches Projekt zusammen mit der Evangelischen Andreaskirche Niederh Höchststadt ins Leben gerufen. Es ist ein offenes Angebot für alle Eschborner und vor allem für diejenigen Mitmenschen, die unseren Kirchen fernstehen.

Das Westerbach-Café ist heute in unserer Stadt zu einer festen Einrichtung für ältere Menschen geworden. Dienstags und freitags treffen sich Damen und Herren im Alter von 65+ aus Niederh Höchststadt und Umgebung zum gemütlichen Beisammensein im Clubraum von St. Nikolaus, auf der Südseite unterhalb der Kirche. Es gibt Getränke und Gebäck. Neben Gesprächen erwartet

Westerbach-Café 
Der ökumenische Treff 65+
Niederh Höchststadt

die Teilnehmer ein breites Programmangebot. Ausstellungen werden besucht und Besichtigungen organisiert. Dienstags werden meist Vorträge und gesellige Aktivitäten angeboten, freitags eher kulturelle Veranstaltungen. Während eines Jahres werden etwa 20 Vorträge, mehr als zehn kulturelle Veranstaltungen wie Opern-Besuche oder auch Konzerte im Pfarrsaal organisiert. Hinzu kommen Feiern zu Fasching, Weihnachten oder Silvester sowie Ausflüge und Wanderungen. Finanziert wird das Westerbach-Café vom Förderverein sowie von der Stadt Eschborn.

Ökumenischer Mittagstisch

Unter dem Motto „Gemeinsam statt Alleinsein“ bieten die Katholische Gemeinde St. Nikolaus und die Andreaskirche jeden Donnerstag um 12 Uhr einen **Ökumenischen Mittagstisch** in der Andreaskirche an. Unterstützt werden sie hierbei von der Stadt Eschborn. Für einen geringen Beitrag bereiten Helferinnen und Helfer beider Konfessionen ein komplettes Mittagessen in geselliger Runde vornehmlich für Alleinstehende und Senioren vor.

Träger des Mittagstischs seitens der Katholischen Gemeinde St. Nikolaus ist unter der Leitung von Brigitte Dechent der Förderverein. Brigitte Dechent wird von Helga Peter, Christa Rochell und Bernhard Kapp unterstützt. Der Mittagstisch erfreut sich einer hohen Akzeptanz; mit über 30 Gästen ist er mittlerweile an seine Kapazitätsgrenze angelangt.

Orgel und St. Nikolauskonzerte

Im Jahr 2000 fasste die damalige Pfarrgemeinde den Entschluss zum Kauf einer neuen **Orgel**, da das vorhandene Instrument nicht mehr zu restaurieren war. Da die Finanzierung der neuen Orgel nicht durch die Zuwendungen des Bistums Limburg gedeckt werden konnten, übernahm der Förderverein die organisatorische und finanzielle Umsetzung dieses Projekts. Die von Hardt-Organbau (gegr. 1820) in Weilmünster-Mötau bei Weilburg an der Lahn geschaffene Orgel konnte so dank der großzügigen Spenden der Vereinsmitglieder, der Stadt Eschborn, des hessischen Kultusministeriums und weiterer Gemeindeglieder am 1. Februar 2004 geweiht werden.

Die von den in St. Nikolaus tätigen Kirchenmusikern jährlich zusammengestellten **Konzertprogramme** zeigen die Klangfülle und Schönheit der Orgel. Interessante Partnerschaften mit Blechbläsern, Solisten und Chören bereichern das Programm. Damit stärkt der Verein das kulturelle Leben Eschborns in seiner Vielfalt.

Weitere kulturelle Veranstaltungen

Weitere kulturelle Veranstaltungen des Fördervereins sind die jährlichen **Benefizweihnachten**, die **Vereinsfahrten** sowie die **Weintreffs** im Wechsel mit der Teilnahme am **Niederh Höchststädter Markt**.

Über sämtliche Aktivitäten und die kulturellen Veranstaltungen des Fördervereins informieren wir rechtzeitig im Gemeindefest von St. Nikolaus (www.beilig-geist-am-taunus.de), im Pfarrbrief und im Eschborner Stadtspiegel.

Das Westerbach-Blatt

Das **Westerbach-Blatt** ist die Zeitschrift des Fördervereins. Es erscheint vierteljährlich, und zwar jeweils am Anfang Dezember (Winter), März (Frühling), Juni (Sommer) und September (Herbst).

Förderverein Katholische Gemeinde St. Nikolaus e.V.
Metzengasse 6 65760 Eschborn – Niederh Höchststadt

Titelbild: Außenfassade des von Frank Gehry entworfenen
Museums of Pop Culture in Seattle

Liebe Leserinnen und Leser,

“Take me to the ocean, take me to the sea ...” (Bring mich zum Ozean, bring mich zur See ...) heißt es in einem Lied der Musikgruppe „The Movement“. Die Melodie ist ein Ohrwurm, aber auch der Text hat es in sich.

Woran liegt es, dass wir das Meer als Sehnsuchtsort besingen und uns immer wieder danach sehnen, dort zu sein? Ja, zum Meer. Die Wellen, die Weite, der Blick ins Offene. Millionen von Menschen zieht es in den Urlaubs-wochen ans Meer. Zeit zum Durchatmen, zum Innehalten, zum Träumen. Vielleicht auch zum Beten. Sand zwischen den Zehen, Salz auf der Haut, der Wind im Gesicht, das Geschrei der Möwen in der Luft, das Lichtspiel der Sonne auf dem Wasser, volle Strände im Sommer, leichte Leertüre im Strandkorb.

Wo verläuft die Linie, die Himmel und Erde voneinander abgrenzt? Manchmal, so scheint es, löst sich die Trennlinie sogar auf. Ein berühmtes Gemälde ist zur Ikone dieser Sehnsucht geworden: der „Mönch am Meer“ von Caspar David Friedrich. Ein Mensch, verschwindend klein und allein am weiten Strand, nur von Möwen umflattert, vor ihm liegt schwarz und unergründlich das bewegte Meer. Über dem aufgewühlten Wasser erhebt sich ein dichter grauer Wolkenschleier, weiter oben bahnt sich ein zartes Blau den Weg. Vor dieser Kulisse, in der das Auge kaum Halt findet, steht ein Mönch in seiner Kutte, ein Suchender, vielleicht auch ein Zweifler, zurückgeworfen auf sich selbst, einer, der auf das dunkle Wasser blickt. Oder in die totale Leere.

Caspar David Friedrich bemerkt dazu: „Und sinnest du auch vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zur sinkenden Mitternacht; dennoch würdest du nicht ersinnen, nicht ergründen, das unerforschliche Jenseits.“

Liegt darin die Magie des Meeres, diese Anziehungskraft der Inseln und Küstenlandschaften? Ist es die Suche nach dem inneren Gleichgewicht, die Sehnsucht nach einem Heilwerden an Leib und Seele? Ist es das Staunen über die Kräfte der Natur, wenn der Sturm das Meer aufpeitscht? „Alle Inseln ziehen Menschen an, die Wunden haben, Ausschläge auf Haut und Seele. Die nicht mehr richtig atmen können oder nicht mehr glauben (...). Und die See soll es dann richten, und der Wind soll pusten, bis es nicht mehr wehtut,“ schreibt Dörte Hansen in ihrem Roman „Zur See“.

In dem Lied heißt es weiter:

*“... Wash away my worries, let my soul be free.”
(Wasch meine Sorgen weg, lass meine Seele frei sein ...“)*

Ist es nicht das, was wir uns alle wünschen, nicht nur in den Ferien am Meer? In diesem Sinne daher Ihnen und Ihren Familien einen sorgenfreien Herbst und viel Spaß beim Lesen.

Ihr Redaktionsteam

*Die Herbstausgabe 2024 des Westerbach-Blatts
enthält die folgenden Beiträge:*

Beitrag	Seite
Der Förderverein informiert	4
Fördervereinsfahrt 2024	4
Niederhöchstädter Markt	8
Nikolauskonzerte	8
Jahreshauptversammlung	9
Patronatsfest	9
Glückwünsche zum Geburtstag	10
Wichtige Adressen für Senioren in Eschborn	10
Rund um St. Nikolaus	11
Unser Namensgeber	11
Heilerde aus Eschborn	12
Wissenswertes	13
Wann wurden die Evangelien geschrieben? (Teil 2)	13
Seeleute sind seelisch erschöpft	15
Der neue Neuzeller Klosterplan	16
Rezept: Südtiroler Marmeladekrapfen	19
Kürbisse	20
Eine Helferin für alle Fälle	20
Die verhasste Taube	21
Berichte, Geschichten und Gedichte	22
Das Feld unseres Lebens	22
Herbst	22
Fülle	22
Wettermäßiges	23
Heimweg im Nebel	23
Wetterregeln	24
Die Rettung	24
Warum ist das Leben nur so schwer?	24
Der Affe und die Bananen	25
Wandern und Reisen	26
Faszination Bergsteigen	
Warum steigen wir auf die Berge?	26
Wem gehören die Berge?	27
Ich konnte drei Tage klettern, ohne zu essen	31
Reinhold Messner	33
Das Numeruskastell Heftrich (Alteburg)	34
H wie Hydra	35
Buch, Kunst und Musik	38
Kubisch und abstrakt – das mre in Wiesbaden	38
Dem Denken keine Grenzen setzen	40
Meuterei, Verrat und Mord	40
Eine Männerfreundschaft	41
Caspar David Friedrich Wo alles begann,	44
Giacomo Puccini	44
Trauergesang und Hoffnungsmusik	45
Empfehlungen	46

P.S. Danke an alle Vereinsmitglieder und an die gelegentlichen (bekannten und unbekannten) Spenderinnen und Spender, die die Kosten für das Westerbach-Blatt mittragen!

DER FÖRDERVEREIN INFORMIERT

Fördervereinsfahrt 2024 Von Meisenheim über Tholey nach Luxemburg und zur Saarschleife

Unsere Fördervereinsfahrt 2024 umfasste wieder ein anspruchsvolles Programm. Von dem mittelalterlichen Städtchen Meisenheim am Glan führte uns der Weg über die Benediktinerabtei Tholey schließlich in das Großherzogtum Luxemburg. Zum Abschluss der Fahrt konnten wir die überwältigende Naturlandschaft der Saarschleife bei Mettlach genießen.

Meisenheim

Die Stadt Meisenheim ist ein unzerstörtes Kulturdenkmal seit dem 14. Jahrhundert mit Stadtmauer, Rathaus, Adelshöfen und alten Bürgerhäusern. Die erste Besiedlung lässt sich auf das 8. Jahrhundert v. Chr. zurückdatieren. Weitere Funde lassen auf römische und fränkische Siedler im Glan- Nahetal schließen.

Urkundlich ging Meisenheim im 12. Jahrhundert als Lehen an die Grafen von Veldenz. Die Blütezeit des Ortes begann 1444 als die Herzöge von Zweibrücken das Erbe der Grafen von Veldenz antraten und das heutige Stadtbild prägten.



Evangelische Schlosskirche



Altstadt mit Stadttor



Reste der Stadtmauer

Unser Stadtrundgang begann an der evangelischen Schlosskirche. Sie bildet den Rest des ehemaligen Schlosses und ist eine dreischiffige Hallenkirche. Seitlich der Hauptkirche befindet sich die Grabkapelle. Mit der Reformation wurden nach und nach dem kath. Ritus zugeordneten Einbauten entfernt. Im 18. Jahrhundert erfolgte die Umgestaltung des Innenraumes zu einer evangelischen Predigtkirche. Erhalten geblieben sind die Kanzel, die Stumm- Orgel und die Orgelempore.

Der weitere Weg führte uns auf einem historischen Stadtrundgang durch den Schlossgarten zu einem prächtigen Innenhof, vorbei an alten Bürgerhäusern zur alten Stadtmauer entlang der Glan. Weitere Sehenswürdigkeiten waren der Marktplatz und der Rapportierplatz mit Brunnen.



Ehemalige Synagoge jetzt „Haus der Begegnung“

Erstmal im Jahre 1551 wurde in Meisenheim ein jüdischer Mitbürger mit Namen Moses urkundlich erwähnt. Im Laufe der Zeit siedelte sich eine größere jüdische Kultusgemeinde mit eigener Schule und Synagoge in der Stadt an.

Im Jahre 1863 errichteten die Juden auf Grund erhöhter Zuwanderung eine neue

Synagoge mit 160 Sitzplätzen. Durch die nationalsozialistische Rassenpolitik wurde das gesamte jüdische Leben in Meisenheim praktisch ausgelöscht und die Synagoge verwüstet. Erst im Jahre 1988 konnte das Gebäude der ehemaligen Synagoge wieder restauriert und als „Haus der Begegnung“ der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.



*Glasfester im
„Haus der Begegnung“*

Das Glasfenster in der Begegnungsstätte dient als sichtbare Erinnerung an die jüdischen Menschen, die hier lebten. Das geschlossene Fenster symbolisiert die Rückkehr der zerstreuten zwölf Stämme Israels nach Jerusalem. Das glanzvolle neue Jerusalem soll seine zwölf Tore für

die heimkehrenden Stämme öffnen.

Benediktinerabtei Tholey

Die Benediktinerabtei Tholey ist das älteste Kloster auf deutschem Boden und wurde 634 n. Chr. erstmals urkundlich erwähnt. Die heutige Abteikirche aus dem 13. Jahrhundert zählt zu den ältesten gotischen Kirchen Deutschlands. Der lateinische Wahlspruch der Abtei lautet: „fides cum benignitate“ (Glaube mit Menschlichkeit)



Abteikirche St. Mauritius

Weltberühmt wurde das Kloster durch den Einbau von 32 künstlerisch gestalteten Fenstern, die im Rahmen einer Generalsanierung erneuert werden mussten. In der Gestaltung der Fenster mit ausdrucksvollen Farben haben sich die

Mönche für neue, figürliche und daher besser verständliche Darstellungen gegenüber den vorherigen zu abstrakten Formen entschieden. Die drei Hauptchorfenster wurden von dem Kölner Künstler *Gerhard Richter* und die übrigen Fenster von Frau *Mahbuba Maqsoodi* nach Vorgaben durch die Mönche gestaltet.

Die Fenster im linken Seitenschiff sind den Tholeyer Heiligen gewidmet. Die Fenster im rechten Seitenschiff zeigen benediktinische Heilige. Weitere Fenster thematisieren das Leben Jesu sowie Figuren und Propheten des Alten und Neuen Testaments.

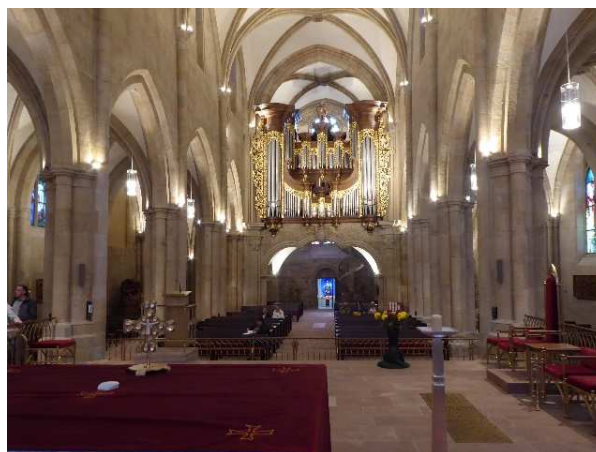


*Glasfenster von Mahbuba
Maqsoodi*

Abteikirche St. Mauritius

Geprägt durch die historische Entwicklung finden sich bedeutende Schätze in der Abteikirche. Hierzu zählen der frühgotische Bau sowie eine Vielzahl von Reliquien. An den Sitzen des hölzernen Chorgestühls sind die täglichen benediktinischen Pflichten der Mönche angebracht. Die Orgel ist auf das 18. Jahrhundert datiert.

Neben den Kunstwerken bietet das Kloster auch kulinarische Genüsse für seine Gäste. La Petite Provence ist das Café der Abtei und der Vater *Abt Mauritius Choriol*, der mal als Sternekoch in den besten Hotels gearbeitet hat, kocht für seine Gäste. In der Vinothek werden Spitzenweine aus Klöstern in ganz Deutschland präsentiert. Ein Rundgang bietet Jung und Alt einen spannenden Einblick rund ums Kloster und ins Klosterleben.



Großherzogtum Luxemburg

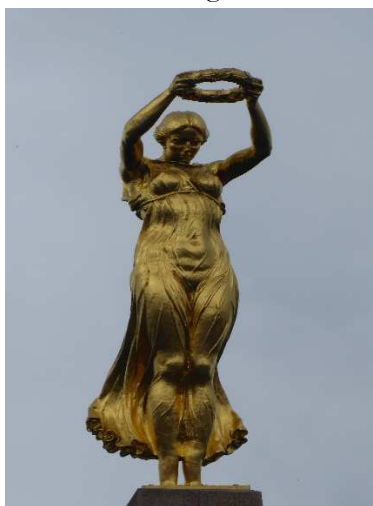
Das nächste Ziel, nach einer Übernachtung in der malerischen Kleinstadt Saarburg, war die Stadt Luxemburg.

Am Dreiländereck Deutschland, Frankreich, Luxemburg überquerten wir die Mosel und fuhren durch die bereits weltberühmte Kleinstadt Schengen im Großherzogtum Luxemburg. Das Schengener Abkommen ist eine internationale Vereinbarung, unterzeichnet auf dem am Ufer der Mosel ankernden Fahrgastschiff „Princesse Marie- Astrid“, zur Regelung von Grenzkontrollen vornehmlich innerhalb der EU.

Das Großherzogtum Luxemburg mit ca. 600.000 Einwohnern ist gemessen am Pro-Kopf Bruttoinlandsprodukt von 118.000 € im Jahr 2023 der reichste Staat der Erde. Begründet wird der Reichtum vornehmlich durch Finanzgeschäfte und die hocheffizienten Stahlwerke an der Mosel.

In der Vorgeschichte lag Luxemburg im Siedlungsgebiet der Treverer und gehörte mit der Eroberung Galliens durch Cäsar zum Imperium Romanum. Im 5. Jahrhundert übernahmen die Franken das Herrschaftsgebiet der Römer und missionierten die Menschen zum Christentum.

Urkundlich erwähnt wurde Luxemburg im Jahre 963 als „castellum quod dicitur Lucilinburhuc“ (Lützelburg) auf dem Bockfelsen der Stadt Luxemburg, den Graf Siegfried I. durch ein



*Siegesäule
Place de la Constitution*

Tauschgeschäft von der Reichsabtei St. Maximin in Trier erwarb. Die Nachkommen Siegfrieds bezeichneten sich als Grafen von Luxemburg.

Damit gehörte Luxemburg zum „Heiligen Römischen Reich“ und wurde 1354 zum

Herzogtum erhoben. Die Grafen von Luxemburg stellten im 14. Und 15. Jahrhundert insgesamt vier römisch- deutsche Kaiser.

Der Wiener Kongress machte Luxemburg 1815 nominell zum Großherzogtum, das durch

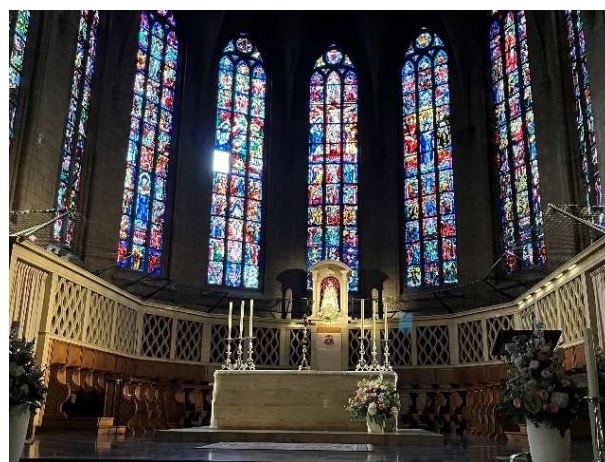
das Haus Nassau- Oranien mit den Niederlanden verbunden war. Die vollständige Unabhängigkeit erreichte Luxemburg im Jahre 1890.

Unseren Stadtrundgang starteten wir am Place Guillaume II. mit dem Reiterstandbild Wilhelm II. Von dort gehen wir über den Place de la Constitution zur Kathedrale unserer Lieben Frau. Das Gotteshaus ist Kathedralkirche des Erzbistums.



Kathedrale unserer lieben Frau

Die Grundsteinlegung erfolgte im Jahre 1613. Ab dem Jahre 1796 beherbergt die Kirche das Gnadenbild der Mutter Gottes, die Patronin des Landes und der Stadt Luxemburg.



Altarraum mit Gnadenbild

Im Chor der Kirche ist an exponierter Stelle das Gnadenbild „Trösterin der Betrübten“ aufgestellt. Auf der Ostseite des Hauptschiffes befindet sich die Großherzogliche Ehrenloge.

Der weitere Stadtrundgang führte uns über den „Chemin de la Croniche“, den schönsten Balkon Europas, mit Blick über das Alzette Tal, die Altstadt Luxemburgs, die Abtei Neumünster und den Bockfelsen.



Bockfelsen mit Alzette Tal und Kloster Neumünster

Der Bockfelsen ist der Kern des Landes und der Stadt Luxemburg, auf dem Siegfried I. eine Burg errichten ließ. Der Felsen ist auf drei Seiten



Erzengel Michael

Entlang der Kirche St. Michael, dem ältesten sakralen Bauwerk in der Stadt Luxemburg führte

vom Alzette-Tal umgeben und damit gut zu verteidigen. In dem Felsen befinden sich die unterirdischen kilometerlangen Gänge der Bock-Kasematten, einem Verteidigungssystem, das im 17. Jahrhundert unter spanischer Herrschaft angelegt wurde.



Großherzoglicher Palast

uns der Weg zum Großherzoglichen Palast. Der Großherzogliche Palast (Palais Grand-Ducal) in der Altstadt ist die offizielle Residenz der großherzoglichen Familie. Sie hat eine der schönsten Fassaden der Stadt im Stil der flämischen Renaissance. Der Palast hat eine militärische Ehrenwache, mit einer spektakulären täglichen Wachablösung um 16:30 Uhr.

Am 23. Juni, an dem Tag unseres Besuchs in Luxemburg, konnten wir den Beginn des Nationalfeiertages erleben. Der Auftakt beginnt mit einer Wachablösung am Palast. Höhepunkt der Festlichkeiten ist das feierliche Te Deum in der Kathedrale.

Zum Abschluss unserer Vereinsfahrt führen wir entlang der Saar zur Saarschleife und machten dann auf der Rückfahrt noch eine „Kaffee-pause“ in Bingen.

Rainer Gutweiler



Die Saarschleife

Niederhöchstädter Markt



Der Himmel
über
Niederhöchstadt

Vom 12. bis zum 14. Juli 2024 fand bei herrlichem Wetter der 21. Niederhöchstädter Markt statt. Wie schon bei den Märkten zuvor hatte der Förderverein seine Tische und Bänke im Brendelschen Hof hergerichtet. An den drei Ta-

gen wurde Wein von der Hessischen Bergstraße ausgeschenkt. Zudem gab es am Samstag- und Sonntagnachmittag wie üblich von der Frauengruppe St. Nikolaus Kaffee und Kuchen.

Allen, die bei der Vorbereitung und Durchführung der Arbeiten mitgeholfen haben, nochmals herzlichen Dank.



Der Vorstand



Nikolauskonzerte

20 Jahre Kirchenmusik in St. Nikolaus Eschborn-Niederhöchstadt

Konzert für Sopran, Trompete und Orgel
29. September 2024, 19 Uhr

Die Sonntagskonzerte in der Niederhöchstädter Nikolauskirche haben sich seit dem Orgelneubau im Jahr 2004 ein festes Publikum gesichert und sind weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt. In diesem Jahr wird das 20jährige Jubiläum mit besonderen Konzerten gefeiert. Dank guter Kontakte des Orgelkreises zu hervorragenden Künstlern können Konzerte mit weithin bekannten wie auch jungen Musikern geboten werden. Der Förderverein der Katholischen Gemeinde St. Nikolaus e.V. lädt alle Interessierte sehr herzlich zum nächsten Konzert am Sonntag, den 29. September 2024, um 19 Uhr ein.

Unter dem Motto „Jauchzet Gott in allen Landen“ bereichern neben den vier Gemeinde-Organisten zwei hochkarätige Solisten, die junge Sopranistin Kathrin Herrmann und der Solo-Trompeter David Tasa das Programm. David Tasa ist seit zwanzig Jahren regelmäßiger Gast in St. Nikolaus.

Im Zentrum des Konzerts steht die mehrsätzig Solokantate, Jauchzet Gott in allen Landen, BWV 51, von Johann Sebastian Bach. Bach verlangt bei seinem Bravourstück sowohl von der Gesangsstimme als auch von der Trompete großes Können. Der begleitende Orchesterpart wird von Richard Reichel, einem der Hausorganisten, an der Orgel übernommen.

Natürlich wird durch die Gemeindeorganisten auch wieder „unsere Königin, die Orgel“ solistisch ins rechte Licht gerückt. Das Konzert wird von Jörn Peuser mit zwei Sätzen aus der Suite gothique des französischen Komponisten Léon Boellmann eröffnet. Der Komponist hat die Suite zur Einweihung einer neuen Orgel in Dijon komponiert - ein idealer Auftakt, um den strahlenden Glanz der vom Orgelbaumeister Hardt geschaffenen Nikolausorgel unter Beweis zu stellen.

Das anschließende Cantabile von César Franck, quasi ein „Lied ohne Worte“, interpretiert von Ralf Weber, führt weiter zu selten gespielten Stücken der deutschen Spätromantiker Otto Dieckel und Sigfrid Karg-Elert. Diese Werke stellen das kammermusikalische Register-Spektrum des 3. Manuals vor (Schwellwerk), insbesondere mit

den historischen Pfeifenreihen von 1909, aus einer aufgegebenen Orgel der Klosterkirche Baumburg in Bayern. Das Schwellwerk ist bei romantischer Musik unverzichtbar, ermöglicht es erst das stufenlose An- und Abschwollen der Lautstärke. Der Organist betätigt das mit einem seiner Füße.

Helge Brendel interpretiert eine Orgelsonate von Felix Mendelssohn, deren Entstehung auf einen Besuch Mendelssohns in der Evangelischen Dorfkirche in Liederbach im Taunus im Jahr 1845 zurückgeht. Eine Inschrift in der Kirche erinnert heute noch an den Auftritt des Meisters. Auch in Bad Soden und Eppstein soll Mendelssohn sich in den Jahren 1844 und 1845, abseits seiner hektischen Konzertreisen, aufgehalten haben. Er genoss die Sommerfrische und durchstreifte nicht nur mit dem Notenpapier, sondern auch mit dem Zeichenblock die Gegend. In einem Archiv in Oxford in England liegen unbeachtet seine Zeichnungen, besonders ans Herz gewachsen waren ihm das Evangelische Pfarrhaus in Neuenhain und das Altenhainer Tal.

Weitere effektvolle Stücke, wie der bekannte Konzert-Boléro von A. Lefébure-Wely, die Rhapsodie von Eugène Bozza für Trompete und Orgel und das Trionfo de la vita des Berliner Komponisten Franz Wagner beschließen das Konzert.

Der Eintritt zum Konzert ist frei, der Förderverein bittet um Spenden für die weitere kirchenmusikalische Arbeit. Gerne können wieder am

Ausgang die von den Organisten eingespielten CDs erworben werden. Im Anschluss sind alle Gäste zum Umtrunk bei einem Glas Wein in den Pfarrsaal eingeladen.

Nutzen Sie die Gelegenheit und kommen Sie mit den Künstlern ins Gespräch.

Hinweisen möchten wir Sie bereits jetzt auf das Adventskonzert am **Sonntag, den 8. Dezember 2024, 17 Uhr**, mit den Limburger Domsingknaben unter der Leitung von Andreas Bollendorf. Ralf Weber spielt Orgelwerke von J.S. Bach.

Reservieren Sie sich diesen Termin in der Vorweihnachtszeit. Weitere Informationen und Einzelheiten zum Kartenverkauf erfolgen zu einem späteren Termin.

Jahreshauptversammlung

Unsere diesjährige Jahreshauptversammlung ist für den **Montag, 23. September 2024, um 19.30 Uhr** im Pfarrsaal geplant.

Patronatsfest

Unser diesjähriges Patronatsfest feiern wir am **Sonntag, 1. Dezember 2024, um 17 Uhr** im Pfarrsaal.



Die Organisten von St. Nikolaus: Von links nach rechts: Ralf Weber, Helge Brendel, Richard Reichel und Jörn Peuser



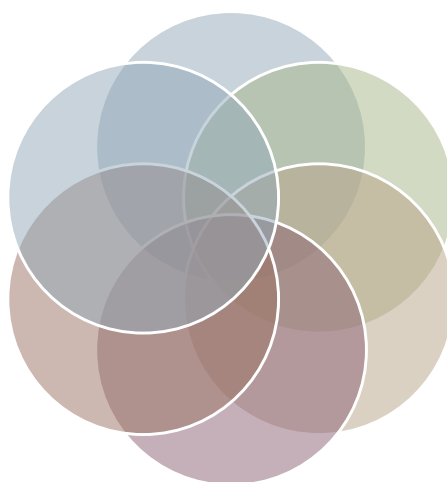
In der Sommerausgabe 2024 des Westerbach-Blatts ist uns auf Seite 4 ein Fehler unterlaufen: In der Bildunterschrift muss es heißen: Reinhard Birkert (statt Rainer Birkert).



Wichtige Adressen für Senioren in Eschborn

Diakoniestation Eschborn +
Schwalbach
Hauptstraße 20
65760 Eschborn
Telefon 06196 954750

Sozialzentrum für Familien-, Kranken-
und Altenpflege e.V.
Hauptstraße 426
65760 Eschborn
info@
sozialzentrumeschborn.de



Arbeiter-Samariter-Bund
St. Florianstraße 1
65760 Eschborn
Telefon 06196 50400

Haus Amun-Re
Senioren-Tagespflege
Eckenstraße 1
65760 Eschborn
Telefon 06196 773295

Senioren- und Wohnraumberatung
(Sprechstunden und Hausbesuche) Stadt Eschborn
Katja Keiner Telefon 06196 490343
Kacar Telefon 06196 490857

RUND UM ST. NIKOLAUS



Im Jahrbuch des Main-Taunus-Kreises für 2019 schreibt *Gerhard Raiss* über den Westerbach: „In Kronberg im Taunus entsteht der Westerbach aus dem Zusammenfluss des Winkelbachs und des Schönberger Bachs und schlängelt sich etwa elf Kilometer lang durch Kronberg, an Oberhöchstadt vorbei über Niederhöchstadt durch Eschborn und nimmt dann seinen Weg über Sossenheim, um bei Rödelheim in die Nidda zu münden.“

Solange wir denken können, fließt der Westerbach durch unser Dorf und ist seine Lebensader. In Niederhöchstadt ist er von der Westerbach-Sportanlage an bis zur St. Nikolauskirche meist in ein Bett mit einer hohen Mauer gezwängt, die teilweise mit den Grabsteinen des Friedhofs der alten St. Nikolauskirche erstellt wurde. Dies führte in den Jahren zu vielen Überflutungen. Teilweise stand das Wasser bis hoch in den Gassen, die zum Bach führen. Die *Metzengasse* mündet an ihrem Ende an einer Brücke und führt in den *Langen Weg*. In Niederhöchstadt gibt es neben dieser Brücke noch weitere Brücken, und zwar in der *Mühlstraße* sowie in der *Steinbacher Straße*.



Der *Bubenbain* mündete vor dem Bach, über den ein Steg (ohne Geländer) führte, in einer Wiese auf der anderen Bachseite. Dort war die *Gemeindebleiche*, zu der die Frauen einst die Wäsche zum Bleichen brachten. Vor unserer St. Nikolauskirche zum Westerbach hin war die *Gäulsschwenke*, in der damals die Pferde getränkt und geputzt wurden. Sie diente auch als

Wasserstelle. Die Treppe zum Bach ist noch heute zu sehen.

In der Nähe der Straße *Im Speiergarten* macht der Westerbach eine scharfe Linkskurve. Hier war früher ein Wehr, um damit den Wasserstand des Bachs zu regeln. Auf der gegenüberliegenden Seite war unser Kindergarten. Heute gibt es dort einen häufig besuchten Spielplatz.

Im Winter sind wir Kinder vom *Bubenbain* mit dem Rodelschlitten den Berg hinuntergefahren, in der Hoffnung, den Steg über den Westerbach zu treffen. Leider hat das nicht immer funktioniert, so dass wir im nicht immer zugefrorenen Bach nass wurden. Schlittschuhlaufen war damals sehr beliebt. Dies ist bei den heutigen Witterungsverhältnissen nicht mehr möglich.

Seit der Renaturierung des Bachs mäandert er wieder mit mehr Überschwemmungsflächen durch unseren Ort, so dass er nicht mehr so große Zerstörungen anrichtet. Besonders zwischen *Mühlstraße* und *Nikolausengasse* hat er nun viel mehr Platz, sich auszuweiten, was wir nach Regengüssen immer wieder feststellen können. Im Sommer trocknet er teilweise aus und besteht nur noch aus einzelnen Pfützen.

Für viele Vereine und Institutionen ist er heute Namensgeber, so auch für unser *Westerbach-Blatt* und das *Westerbach-Café*.



Edda Best

Heilerde aus Eschborn

Heute ist die Einnahme von Heilerde in vielen Kreisen selbstverständlich, z. B. bei Sodbrennen, Durchfall oder Magenbeschwerden. Heilerde ist ein frei verkäufliches Medizinprodukt. Der aktuelle Marktführer ist die Firma „Luvos“ mit ihrem Präparat „Heilerde 1.“. Als Hersteller wird die *Firma Luvos Just GmbH* in Friedrichsdorf/ Taunus angegeben. Die Ursprünge der Firma gehen auf *Adolf Just* (1859-1936) zurück, der im Jahre 1918 in Blankenburg/Harz die *Heilerde-Gesellschaft Luvos* gegründet hat, nachdem er die heilende Wirkung von „Erde“ wieder entdeckt hatte. Heilerde war ein altes, aber in Vergessenheit geratenes Heilmittel, dessen Wirkung bei der Behandlung von Magen- und Darmbeschwerden von ihm damals wieder erkannt wurde.

Was heute kaum einer weiß, ist die Tatsache, dass der Ursprung der Heilerde-Produktion dieser Firma auch in Eschborn lag. Auf dem ehemaligen Gelände der sogenannten Rübsam'schen Ziegelei, nahe der Bahnlinie Eschborn - Kronberg, hat eine *Firma Gustav Just* aus Ilsenburg/Harz unter dem 13. September 1948, vertreten durch einen gewissen *Karl Mittelstaedt*, als Geschäftsführer für *Gustav Just* (geboren am 20. 11. 1876), Arzneimittelherstellungsbetrieb, in Ilsenburg, als Zweigniederlassung seines

Ilsenburger Betriebs, ein Gewerbe zur Herstellung von Heilerde, bei der Gemeinde Eschborn angemeldet. Heute ist das Gelände in etwa bebaut mit Häusern in der Berliner Straße.

In einer Baracke, die noch aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs datierte, wurde die Heilerde aus dem Lehm (Löß) der ehemaligen Lehmgrube, aus der die Backsteine gebrannt wurden, gewonnen. Die Erde wurde gewaschen, gereinigt und getrocknet, dann ganz fein gemahlen, in gängige Portionen verpackt und über Apotheken und Drogerien vertrieben.



In dieser Baracke in Eschborn wurde die Heilerde zubereitet und versandt. Heute stehen auf dem Gelände Berliner Straße/ Sossenheimer Straße Wohnhäuser.

Mittelstaedt beschäftigte in seiner „Fabrik“ zahlreiche Heimatvertriebene, die hofften, einen festen Arbeitsplatz auf Dauer gefunden zu haben. In einer vollmundigen Reklame hat *Mittelstaedt* damals, am 14. Februar 1949 in der *Frankfurter Neue Presse*, sein Produkt angepriesen: „Die Eschborner radioaktive Heilerde, ein Universalmittel der Natur, lindert und heilt Rheumatismus, Magen-, Darm- und Verdauungskrankheiten. Das Eschborner Präparat ist bereits in der gesamten Westzone bestens eingeführt. Apotheken, Drogerien und Reformhäuser sind Hauptabnehmer. Aber auch Privatkunden, besonders aus Norddeutschland, fordern das Heilmittel an. Das Unternehmen verfügt über modernste Maschinen, die erst nach dem Krieg konstruiert wurden.“

Es ist nicht genau überliefert, wie lange die Heilerde-Produktion in Eschborn angehalten hat. Es waren sicher nur einige Jahre. Dann wurde der Betrieb eingestellt. Offenbar war das Geschäft in Eschborn auf Dauer nicht profitabel genug.



Ein Bericht in der Frankfurter Neuen Presse vom 14. Februar 1949 zum Thema

Gerhard Raiss

WISSENSWERTES

Wann wurden die Evangelien geschrieben? (Teil 2)

In der Sommerausgabe 2024 des Westerbach-Blatts beschäftigte sich Prof. Dr. Richard Reichel mit der Frage zur Entstehung der Evangelien. Zur Beantwortung dieser Frage diente als Orientierungshilfe zunächst die Zerstörung des Tempels in Jerusalem im Jahr 70 n. Chr. Im zweiten Teil des Beitrags geht es um die Apostelgeschichte als Ankerpunkt der Datierung.

Die Apostelgeschichte als Ankerpunkt der Datierung

Die Apostelgeschichte des *Lukas* und das Lukas-Evangelium hängen zusammen. Es ist unstrittig, dass beide Werke denselben Autor haben. Das Evangelium geht dabei der Apostelgeschichte voraus. Die Apostelgeschichte erhebt ausdrücklich den Anspruch hervor, ein Geschichtswerk zu sein. Nach der Mehrheitsmeinung wird die Apostelgeschichte auf etwa 90 n. Chr. datiert. Das passt zunächst gut zur konventionellen zeitlichen Einordnung des Lukas-Evangeliums in die 80er Jahre. Die Apostelgeschichte müsste danach nach 70, aber vor 90 n. Chr. entstanden sein. Wie kommt man zu einer solchen Datierung? Nun, der früheste Zeitpunkt ist wieder die Zerstörung des Tempels, wie im Falle der Evangelien, denn es gibt Verbindungen zwischen dem Markus-Evangelium und der Apostelgeschichte. Markus ist nach konventioneller Lesart nach 70 entstanden. Der späteste Zeitpunkt wird damit begründet, dass von den Christenverfolgungen in der Spätphase der Herrschaft von Domitian nichts berichtet wird. Es lässt sich leicht zeigen, dass diese zeitliche Eingrenzung unlogisch, weil widersprüchlich ist.

Der erste Punkt ist die Erwähnung wichtiger Ereignisse in der Apostelgeschichte. Wichtige Ereignisse in den Jahren vor 70 werden wie folgt erwähnt: Die Steinigung des *Stephanus* im Jahre 40 wird ausführlich beschrieben. Der Tod des Herrenbruders *Jakobus* im Jahre 62 hingegen nicht. Weitere katastrophale Ereignisse werden ebenfalls nicht erwähnt. Die Christenverfolgung unter *Nero* (64 n. Chr.), der Tod von *Petrus* und *Paulus* (Mitte der 60er Jahre), der jüdische

Aufstand ab 66 und die Zerstörung Jerusalems samt des Tempels fehlen völlig. Die einzig denkbare Erklärung dafür lautet, dass diese Ereignisse zum Zeitpunkt der Abfassung noch nicht stattgefunden hatten. Insgesamt umfassen die Berichte der Apostelgeschichte etwa die Jahre 33 bis 62 n. Chr. Warum sollte sie also um 90 n. Chr. geschrieben worden sein, wenn alle späteren Ereignisse fehlen?

In engem Zusammenhang mit den Ereignisberichten steht der zweite Punkt, der Schluss der Apostelgeschichte. Dieser ist ziemlich abrupt. Die Angabe, dass *Paulus* seit zwei Jahren im Hausarrest ist, stellt keinen markanten Abschluss dar. Bemerkenswert ist vor diesem Hintergrund, dass die Schilderung des Prozesses gegen *Paulus* ab Kapitel 21 einen relativ großen Teil der Apostelgeschichte ausmacht. Trotzdem bricht sie mit dem Hausarrest in Rom sehr plötzlich ab. Die sehr umfangreiche Schilderung der Befragung des

Paulus und die Wiedergabe seiner ähnlich lautenden Verteidigungsreden waren eher für die Leser um 60 n. Chr. interessant, als der Ausgang des Prozesses noch offen war. Einige Jahrzehnte danach, als der Prozess längst entschieden war, hätte eine kurze Zusammenfassung der Verhöre genügt. Eine solche finden wir aber nicht. Diese Aspekte sprechen dafür, dass die Apostelgeschichte während oder kurz nach dem Hausarrest von *Paulus* verfasst wurde.

Das dritte Argument bezieht sich auf die Wiedergabe von geographischen und kulturellen

Details. Diese sind in Einzelheiten korrekt, zwischen Jerusalem und Rom, für alle erwähnten Städte, Provinzen, Inseln, Flüsse, Straßen, Tempel, Sprachen, teilweise Slang-Wörter aus den Sprachen, die nur in den jeweiligen Städten gebraucht wurden, bis hin zu den korrekten Titeln der lokalen Gouverneure in den Städten und Provinzen. Die Anzeichen, dass die Apostelgeschichte von Anfang bis Ende von einem



Meister des Augustiner Altars,
Der Heilige Lukas malt die Madonna, 1487
Germanisches Nationalmuseum Nürnberg
Der Legende nach hat der Heilige Lukas als
erster Maria mit dem Jesuskind gemalt.

Augenzeugen der Ereignisse geschrieben wurde, sind überdeutlich.

Schließlich fällt der freundliche Tonfall gegenüber den Römern auf. Das spricht dafür, dass die Zeit der Christenverfolgungen noch nicht angebrochen war.

Zusammengefasst spricht alles dafür, dass die Apostelgeschichte in den frühen 60er Jahren entstanden ist. Möglich ist das Jahr 62 n. Chr.

Unstrittig ist, dass der Verfasser des Lukasevangeliums und der Apostelgeschichte identisch ist und dass die Apostelgeschichte dem Lukasevangelium folgt. Dann muss das Evangelium vorher entstanden sein, also vielleicht um das Jahr 60 n. Chr.

Ebenso ist kaum umstritten, dass Lukas (und Matthäus) auf Markus aufbauen. (Die konträre Theorie von Johann Jakob Griesbach (1745-1812), nach der Markus eine spätere Kurzversion von Matthäus und Lukas darstellt, hat sich nicht durchgesetzt). Dann aber muss Markus vorher existiert haben. Markus muss also vor dem Jahr 60 entstanden sein! Der anglikanische Theologe John Wenham vermutet in der Mitte der 40er Jahre. Matthäus ist wahrscheinlich in den 60er Jahren entstanden.

Das Johannesevangelium allerdings ist besonders schwer zu datieren und die Hypothesen gehen weit auseinander. Übereinstimmung herrscht lediglich, dass es das letzte Evangelium ist, aus Gründen, die hier nicht weiter diskutiert zu werden brauchen. Die Datierungen umspannen eine Periode von 50 bis 110 n. Chr. Möglicherweise ist damit auch Johannes ein Augenzeuge, zumal die Tradition bestätigt, dass er bei der Abfassung des Evangeliums bereits sehr alt war. Nicht ganz klar ist, wer der Autor ist. Zwei Personen kommen in Frage. Johannes, der Jünger Jesu oder Johannes der Presbyter, der eine Generation nach dem Jünger

Johannes lebte. Auch wird die Meinung vertreten, es könnte sich um ein und dieselbe Person gehandelt haben. Die Berichte der Kirchenväter sind hierzu nicht einheitlich. Möglich und von der historisch-kritischen Forschungsrichtung vertreten ist die Hypothese mehrerer Autoren bzw. einer johanneischen Schule.

Auffällig ist aber auch hier die historisch getreue Wiedergabe lokaler Gegebenheiten, was am Beispiel des Teiches Bethesda gezeigt werden kann. Johannes berichtet hier über die Heilung eines Kranken am Sabbat und beschreibt die Lokalität. Insbesondere erwähnt er fünf Säulenhallen. Vertreter der historisch-kritischen Schule sahen darin lange keine historische Aussage, sondern lediglich eine symbolische Bekräftigung des Autorität Jesu durch die Analogie zu den fünf Büchern Mose. Allerdings wurde Ende des 19. Jahrhunderts die Teichanlage in Jerusalem ausgegraben, und zwar dort, wo sie das Evangelium lokalisiert, einschließlich der fünf Säulenhallen. Dies spricht klar für einen Augenzeugenbericht.

Wir können die Puzzleteile also wie folgt zusammenfügen: Das Markus-Evangelium als frühestes Evangelium entstand in den 40er Jahren, das Lukas-Evangelium um 60 und Matthäus etwa zur selben Zeit. Für das Johannes-Evangelium kommt eine weite Zeitspanne von 50 bis etwa 100 infrage. Im Großen und Ganzen passt das mit den Datierungen von Berger und Robinson zusammen. Eine weitere Konsequenz ist, dass die Annahme, Christen der 2. und 3. Generation seien die Verfasser gewesen, nicht haltbar ist. Vielmehr spricht alles für eine Abfassung durch Augenzeugen bzw. Zeitzeugen.

Wer waren die Verfasser?

Die Kirchenväter, also die erste, zweite und dritte Nachfolgegeneration der Apostel hatte genaue



Albrecht Dürer, *Die vier Apostel*, 1526

Alte Pinakothek München

Die Dargestellten sind durch ihre Attribute zu identifizieren: Johannes durch das offene Buch, Petrus durch den Schlüssel, Markus durch die Schriftrolle und Paulus durch das Schwert und das geschlossene Buch.

Vorstellungen von den Autoren der Evangelien. Auch wenn ihre Schilderungen nicht immer perfekt übereinstimmen, kristallisiert sich doch folgender Konsens heraus:

Markus war der erste Evangelist. Er war als Übersetzer und Begleiter des Apostels *Petrus* tätig, allerdings nicht direkter Augenzeuge des irdischen Wirkens von *Jesus*. Als Apostelsekretär kann er dennoch hohe Glaubwürdigkeit beanspruchen.

Bei *Matthäus* spricht viel dafür, dass er einer der Jünger *Jesus* war. Von Beruf war er ursprünglich „Zöllner“, d. h. Steuereintreiber. Nach dem Zeugnis der Kirchenväter schrieb er das Evangelium, als *Petrus* und *Paulus* in Rom wirkten. Das war in den Jahren 55-65 n. Chr. Diese Aussage passt sehr gut zur oben hergeleiteten Datierung. *Matthäus* wäre dann ein echter Augenzeuge.

Lukas war nach den Aussagen der Kirchenväter Arzt und Begleiter des Apostels *Paulus* auf einigen seiner Reisen. Er war kein Augenzeuge des irdischen Wirkens *Jesus*, schrieb die Geschehnisse aber nach den Berichten von Augenzeugen auf. Am Anfang des Evangeliums steht nicht nur der Adressat *Theophilos*, sondern ausdrücklich auch der Verweis auf die Nachforschungen des *Lukas*. Er wäre damit zumindest ein Zeitzeuge.

Bei *Johannes* ist die Frage nach dem Autor schwierig zu beantworten. Es kommen aufgrund der zeitlichen Einordnung sowohl *Johannes*, der Jünger *Jesus*, *Johannes der Presbyter*, oder mehrere Autoren in Frage. Wer auch immer an der Abfassung des Evangeliums beteiligt war, von der Autorschaft von Augen- oder Zeitzeugen ist auszugehen. Bei den Kirchenvätern wird erwähnt, dass *Johannes* (der Jünger) bei der Abfassung des Evangeliums sehr alt gewesen sei. Dies lässt auch eine Entstehung Ende des ersten Jahrhunderts möglich erscheinen.

Zusammenfassend kann also davon ausgegangen werden, dass die Evangelien von Augen- bzw. Zeitzeugen verfasst wurden, und nicht von Christen späterer Generationen, die die Geschehnisse nur noch entfernt vom Hörensagen kannten. Diese These vertritt auch nachdrücklich der britische Neutestamentler *Richard Bauckham* in seinem Buch „Jesus and the Eyewitnesses“ („Jesus und die Augenzeugen“, 2006). Damit kommt den Evangelien und der Apostelgeschichte eine hohe Bedeutung als Quelle historischer Begebenheiten zu.

Prof. Dr. Richard Reichel



Seeleute sind seelisch erschöpft

Evelyn Sander

Über Seeleute gibt es viele Klischees: Nichts könne sie erschüttern, sie seien Weltenbummler und in jedem Hafen zu Hause. "Mit der harten Realität hat das nichts zu tun", berichtet hingegen Matthias Ristau, der seit 2022 die Deutsche Seemannsmission (DSM) leitet.

Zuvor hatte er acht Jahre als Seemannspastor ein Ohr für die, die in Gesellschaft und Politik oft übersehen werden. "Seeleute fühlen sich unsichtbar."

Verstehen könne er das nicht. Ohne die weltweit etwa 1,7 Millionen Seeleute würde die globale Wirtschaft zusammenbrechen. Zwar hätten sich die Arbeitsbedingungen auf modernen Schiffen durchaus verbessert. "Viele Reedereien bieten Internetzugänge für die Mannschaften an, damit diese Kontakt zu ihren Familien und Freunden halten können. Aber es gibt auch Reedereien, die an Bord kein Internet haben. Das muss sich ändern, sonst finden sie keine maritimen Nachwuchskräfte mehr."

"Der Job ist hart: Stressfaktoren sind Einsamkeit, lange Abwesenheit von zu Hause, ständig Lärm und hohe Arbeitsbelastungen. Seeleute stehen massiv unter Druck."

Jährlich erreichen rund 25.000 Gesuche die DSM-Beschäftigten an Bord, und dabei sind psychische Probleme immer wieder ein Thema. "Seeleute sind seelisch erschöpft", betont Ristau. Zumal für manche von ihnen die Corona-einschränkungen (Stand Juni 2023) noch nicht vorbei sind. Einzelne Länder und Reedereien

würden den Landgang immer noch verbieten. Seiner Meinung sei es ein Verstoß gegen die Menschenrechte, Seeleute an ihrem Arbeitsplatz monatelang einzusperren.

Gesundheit sei auch ein Thema. "Seeleute gehen oft zu spät zum Arzt - aus Angst, dass ihr Zeitvertrag nicht verlängert wird." Anders als hierzulande seien die Arztberichte an Bord nicht vertraulich, der Arbeitgeber lese mit.

Nach Extremsituationen an Bord helfe die Psychosoziale Notfallversorgung. 45 ausgebildete DSM-Experten seien rund um die Uhr erreichbar und haben nicht nur Beschäftigte auf Frachtschiffen, sondern auch von Kreuzfahrtschiffen im Blick. Sie unterstützten bei der seelischen Bewältigung von schweren Arbeitsunfällen, Todesfällen, Piratenangriffen, lebensbedrohlichen Stürmen oder Schiffskollisionen. Solche Situationen stecke keiner so einfach weg. Die mentale Belastung auf Kreuzfahrtschiffen sei oft noch höher. Vor allem günstige Reedereien sparten am Personal, für sie gebe es nur laute Mini-Gemeinschaftskabinen, der Stresspegel sei hoch, die Müdigkeit auch.

Noch dazu herrsche bei 1.500 Passagieren eine ganz andere Dynamik als auf Containerschiffen mit einer 20-köpfigen Besatzung. Obendrein gelte für das Servicepersonal sowohl die "Immerschön-lächeln-Regel" als auch das "Gäste-haben-immer-Recht-Gesetz". Zudem behandeln manche Gäste das Personal, als seien sie keine Menschen.

Belastende Konflikte, die Frachtschiff-S Seeleute nicht haben: "Container diskutieren nicht", sagt Ristau, der sich in der maritimen Welt bestens auskennt.

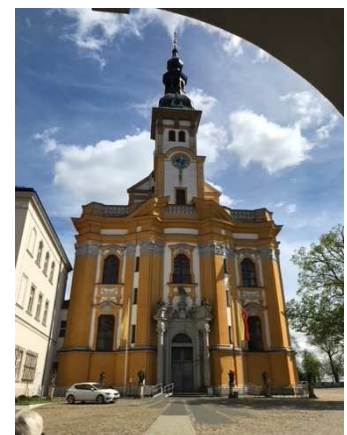
Hildegard Lincke



In Brandenburg mit seinen drei Prozent Katholiken wollen neun Zisterziensermönche an der polnischen Grenze ein neues Kloster bauen. Ihr Plan ist visionär und äußerst ehrgeizig. Kann der Glaube heute noch Berge versetzen?

Jeden Morgen gegen 4.50 Uhr setzt sich ein kleiner Tross von Zisterziensermönchen in ihrem weiß-schwarzen Habit vom Katholischen Pfarrhaus Neuzelle, in dem sie eine Art WG führen, über den kopfsteingepflasterten Vorplatz zur imposanten Kirche St. Mariä Himmelfahrt in Bewegung. Im Sommer sehen sie an einigen wenigen Tagen gerade die Sonne aufgehen.

Normalerweise beten Zisterziensermönche, die um vier Uhr aufstehen, auf dem Weg zum Frühgebet im Kreuzgang für sich ein Credo, in Neuzelle ist das nicht mehr möglich. Es gibt zwar noch einen Kreuzgang, sogar ein komplett erhaltenes Kloster auf der Nordseite, doch das gehört nicht mehr den Zisterziensern, die es einst erbauten. Es ist heute ein Museum, das von einer staatlichen Stiftung betrieben wird. Die Neuzeller Mönche gehen von Süden her ungeschützt zur Kirche, manchmal sind um fünf Uhr schon Spaziergänger



Stiftskirche des Klosters Neuzelle

unterwegs, die lautstark ihre Stöcke einsetzen, mittags geraten sie zuweilen in Touristen-schwärme.

Gestiftet wurde die historische Abtei auf einer Anhöhe am Rande der Oderniederung 1268 vom Wettiner *Markgrafen Heinrich dem Erlauchten* im Gedenken an seine früh verstorbene Frau. Die erste Bauphase, noch vom Stil der Backsteingotik geprägt, dauerte mehrere Jahrzehnte. Das Kloster überstand die Hussitenkriege und die anschließende Reformationszeit; nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde es im Stil des böhmischen Barocks umgestaltet. Die Stiftskirche strahlte anschließend eher den Geist der Gegenreformation als einen ursprünglichen Zisterziensischen Purismus aus. Auch ein Barockgarten und eine Orangerie wurden angelegt, später kam ein Weinberg hinzu. In der Phase der Säkularisation wurde das Kloster zunächst verschont, erst 1817 erfolgte die Zwangsauflösung unter dem preußischen König *Friedrich Wilhelm III.* Nach 550 Jahren mussten die Zisterzienser ihr Kloster verlassen, Bildungseinrichtungen hielten Einzug, die katholische Kirche behielt lediglich das Nutzungsrecht für die Stiftskirche St. Mariä Himmelfahrt und das Pfarrhaus.

In der NS-Zeit wurde das Areal als Schule für den „Führernachwuchs“ genutzt, in der DDR gab es hier ein Institut für Lehrerbildung und ein Priesterseminar, das auch der jetzige Bischof von Görlitz besuchte. Nach der Wende ging das vollständig erhaltene Kloster und dessen ehemaliger Besitz von mehr als 11.000 Hektar, auf denen heute zu großen Teilen Wald steht, an die „Stiftung Stift Neuzelle“ des Landes Brandenburg über. Eine Privatschule mit Internat belegte das frühere Konventgebäude, die Wohnräume der Mönche. In dreißig Jahren investierte die Stiftung 50 Millionen Euro in die historische Klosteranlage, doch den ursprünglichen Kult, aus dem alles andere hervorgegangen war, gab es nicht mehr.

2016 kehrten die Mönche überraschend und mit Symbolkraft zurück: 199 Jahre nach ihrer Vertreibung erfolgte „ein Ruf“ des Bischofs von Görlitz an die besonders nachwuchsstarke Zisterzienserabtei Heiligenkreuz im Wienerwald, eine Neubesiedlung zu prüfen. Das Kloster schickte darauf eine kleine Abordnung von Mönchen nach Neuzelle, die sich mietfrei zunächst im alten Pfarrhaus einrichteten und seelsorgerische Tätigkeiten übernahmen.

Zahlreiche Rückschläge mussten die Mönche hinnehmen und schließlich feststellen, dass auch der laufende Schulbetrieb und der Tourismus

nicht zum klösterlichen Leben passten – sodass sie 2018 in Absprache mit dem Mutterkloster schon abbrechen wollten. Doch am nächsten Tag trafen sie sich morgens in der WG-Küche, und allen war plötzlich klar: „Wir können jetzt nicht aufgeben. Wenn wir als Mönche nicht zuerst nach geistlichen Kriterien entscheiden – wer dann?“ Und sie blieben getreu dem monastischen Leitbild der Beharrlichkeit in Brandenburg, zwei Autostunden entfernt vom nächsten Kloster, unter einem der größten Funklöcher Deutschlands. Bekräftigt wurde die endgültige Entscheidung durch die Errichtung eines Priorats, der Vorstufe eines Klosters, mit sechs Gründermönchen. Und auch einen neuen Plan gab es: den Neubau eines Klosters in der näheren Umgebung von Neuzelle.

Das Baugrundstück sollte auf früherem Stiftsbesitz liegen und möglichst noch die Neuzeller Postleitzahl tragen. Die Wahl fiel auf das Areal des alten Forsthauses Treppeln, mitten im Wald gelegen. Bis in die Achtzigerjahre war es von der Stasi genutzt worden, doch die mehr als zwei Dutzend verfallenen Bauten stießen die Mönche nicht ab. Sie kauften die Fläche von 75 Hektar (zurück) und beauftragten die mexikanische Architektin Tatiana Bilbao mit der Planung eines neuen Klosters mit mehr als 40 Mönchszellen und sieben etwas abgelegenen Einsiedeleien, die auch von Besuchern genutzt werden könnten. Als Anschubfinanzierung stellte das Bistum Görlitz eine Summe von einer Million Euro zur Verfügung, die mittlerweile schon zu drei Vierteln aufgebraucht ist. Alles andere muss sich nun über Spenden finanzieren. Die erwarteten Gesamtkosten werden nicht bekanntgegeben.

Was befähigt die Neuzeller Mönche dazu, im weitgehend visionsfreien 21. Jahrhundert einen solch provozierenden Optimismus zu verbreiten? Es hat mit ihrem Gottesglauben zu tun.

Die beiden treibenden Kräfte hinter der Klosterneugründung, die schon in Heiligenkreuz eng zusammenarbeiteten, sind der Prior *Pater Simeon* und der Subprior *Pater Kilian*. Letzterer – schlank gewachsen, schwarzes Käppi auf dem kahlen Schädel, markante Hornbrille, freundliches Lächeln, Mehrtagebart – ist so etwas wie der PR-Mönch in Neuzelle.

Pater Kilian wurde 1976 im hessischen Lich geboren und evangelisch getauft. Sein Vater war der im letzten Jahr verstorbene *Herbert Müller*, VWL-Professor in Gießen und seinerzeit einer meiner Hochschullehrer. Sein Sohn, *Kilian Müller*, machte Mitte der 1990er Jahre Abitur, studierte in

Bamberg und Montpellier BWL, zog anschließend in die Hauptstadt. Beruflich enttäuscht nahm er Anfang der 2000er Jahre von Berlin aus ein Studium der Kulturwissenschaft in Frankfurt (Oder) auf. Im Alter von 27 Jahren erhielt er eine „schwierige Diagnose“, die ihn mit einer begrenzten Lebenserwartung konfrontierte. Müller beschloss, sein Leben voll auszukosten, setzte die Medikamente ab und stürzte sich in die Clubkultur.

Im dritten Semester wurde in Frankfurt von einem Diözesanpriester ein Seminar über *Bernhard von Clairvaux* angeboten, den prägenden Ordensvater der Zisterzienser. Müller ging hin, obwohl er, wie er sagt, voller Vorurteile gegen alles Kirchliche war. Doch als der hagere Dozent im Kollarhemd zu sprechen begann, versprühte er „so ein Feuer“, dass es Kilian Müller komplett mitriss, wie er sagt. Noch bei der Nacherzählung muss er kurz innehalten, weil Tränen der Rührung seine Stimme brechen. „Das war ein Lichtstrahl in der Dunkelheit“, sagt er zur Erklärung. Im Grunde hatte er sich von seinem zwölften Lebensjahr an „innerlich leer“ gefühlt, sagt er, „einsam“. Das vernetzte Wissen dieses Priesters löste etwas in ihm aus – zunächst ohne allzu große Nachwirkungen.

Das Jahr 2006 kam, Müller wurde 30, die Lust auf Partys war verflogen. Eine Sehnsucht nach Auszeit überkam ihn. Auf der Website des Zisterzienserklosters Heiligenkreuz blieb er hängen. Für Ende August meldete er sich für eine Woche „Kloster auf Zeit“ an – und betrat „mit schlotternden Knien“ an einem „wunderschönen Spätsommertag“ die Abtei.

Am dritten Tag gab es eine Jugendvigil – in die Kirche strömten knapp 400 junge Leute. Von da an fühlte er sich wie in einem „krassen Traum“, hin und her gerissen zwischen „Sehnsucht, Angst, Fluchtinstinkt und dem Bedürfnis, innerlich aufzuräumen“. Das Gefühl, ein Heuchler zu sein, schwang überall mit. Zwei Tage vor der Abreise geriet er in ein Hochgefühl, auf einem Fahrradausflug fühlte er sich „high“, freute sich übermäßig über die Schönheit der Natur. Am Abend nahm er die Bibel aus dem Regal und schlug sie willkürlich an einer Stelle auf, sie handelte von „Heuchlern“.

Am nächsten Tag in der Sonntagsmesse bezog sich der Predigttext, der sich nur alle sechs Jahre

wiederholt, auf ebenjene Stelle. „Ich bin fast davongeflossen“, sagt er. Er suchte das Gespräch mit dem Prior, dem er ein bis zwei Stunden lang sein Herz ausschüttete. Dieser sagte anschließend knapp: „Dann kommen Sie zu uns, oder?“ Kilian Müller sagte gleich mehrfach „ja“.

In Berlin zurück konvertierte er und reiste wenige Tage später zurück in den Wienerwald, wo bald darauf seine Erstkommunion erfolgte. Und dann war, wie er sagt, von einem Tag auf den anderen das Gefühl, „high“ zu sein, weg, und die Trauer kam wieder. Es dauerte einige Zeit, bis er als „Kandidat“ innere Ruhe fand.

Auf das Noviziat folgte die erste und zweite Profess, 2013 schloss Kilian Müller das Theologiestudium in Heiligenkreuz ab, im selben Jahr wurde er zum Priester geweiht. Für seine Arbeit

bekommt er vom Kloster ein bescheidenes Taschengeld und einen Tag im Monat frei. Es gehe ihm darum, „Leben gelingen zu lassen“, sagt er.

Für Pater Simeon Wester, Jahrgang 1965, ist Neuzelle „der richtige Ort“, auch der Papst habe ja gefordert: „Geht an die Ränder!“ Von Beginn an sei ihm klar gewesen, dass es in den ersten zehn

Jahren erst einmal darum gehe, Wurzeln zu schlagen. Seine Hauptaufgabe sieht er darin, „die Gemeinschaft zusammenzuhalten“. Das Chorgebet sei die Grundlage („Die Form hält einen“), alles Weitere entwickle sich daraus. Gibt es auch einen missionarischen Hintergrund? „Wir sind einfach da“, sagt Pater Simeon, Mönche und ein Kloster zögen von selbst die Menschen an, das Konzept der „Barmherzigkeit ohne Ende“ funktioniere seit Jahrhunderten. Nur im Pfarrhaus könne die Gemeinschaft nach dem erfreulichen Zuwachs der letzten Jahre nicht länger bleiben: Ein Bruder musste schon in einen Wohnwagen ziehen, für Besucher wurde ein Zimmer im Ort angemietet.

Dann die Überraschung aus heiterem Himmel: Eine Erbgemeinschaft bot den Mönchen Ende des Jahres 2023 günstig einen alten, zum Teil verfallenen Vierkanthof mitten in Treppeln an, nur einen Kilometer entfernt vom neuen Klostergelände – eine fast zwingende Übergangslösung. Den Mönchen gefiel das eingefriedete Gelände zwischen zwei Nachbarhäusern an der Landstraße sofort, sie taufte ihn „Bernhardshof“ nach ihrem Ordensvater. Die Arbeit, die jetzt beim Um- und Ausbau vor ihnen liegt, ist enorm,



In der Stiftskirche des Klosters Neuzelle

auch wenn bei wichtigen Gewerken Fachleute hinzugezogen werden.

Nun aber zur nächsten, dem etwa hundert Mal so großen Grundstück für das neue Kloster „Maria Friedenshort“, das eigentliche Ziel. Der asphaltierte Weg endet vor einem verschlossenen Tor; das kaum überschaubare lichte Waldstück betritt man durch eine Zaunlücke. Die Stasi-Gebäude wurden bereits alle abgerissen, die unterirdischen Dieseltanks entsorgt.

Das Gelände ist leicht abschüssig und regt die Fantasie an. Es hat, auch wegen der alten Eichenallee in der Mitte, etwas von einem Gemälde *Caspar David Friedrichs*. An der höchsten Stelle wurde schon ein mächtiges Kreuz errichtet. Pater *Kilian* freut sich über die ersten wild verpflanzten Blumenkissen im Waldboden. „Es riecht wie im Süden“, sagt er, viele Kiefern gibt es hier. Die prägenden Baumaterialien sollen Backstein und Holz sein. Der Neuzeller Klosterplan, von *Tatiana Bilbao* in enger Abstimmung mit den Mönchen erstellt, ist geprägt von symbolischen Proportionen, bei denen die Zahlen drei, vier, sieben und zwölf eine wichtige Rolle spielen. Alle Achsen treffen sich im Kreuzgang.

Wenn alles gut geht und ausreichend Spenden fließen, kann die erste von drei Bauphasen ab 2026 beginnen. Sie allein würde ein paar Jahre dauern. Pater *Kilian* sagt, er wisse nicht, ob er das fertige Kloster erleben werde, daher habe er beschlossen, „den Prozess zu lieben“. Daran, dass es das neue Kloster geben wird, glaubt er fest. Zu zahlreich waren in den letzten Jahren die Erfolgserlebnisse an heiklen Punkten. „Das Ganze passt zur Handschrift Gottes“, sagt er und setzt in schönster Alltagssprache hinzu: „Es ist ‚against the odds‘, aber gerade noch möglich.“

Dr. Reimund Mink

Quellen: Uwe Ebbinghaus, Der Neuzeller Klosterplan, FAZ, 28. März 2024

rbb.online, Der Tag aus Neuzelle, 20. Juni 2024.



Das Heilige Grab von Neuzelle mit einer der 14 Passionsszenen

Südtiroler Marmeladekrapfen

(für ca. 25 Krapfen)



ZUTATEN FÜR DEN TEIG

150 g Roggenmehl
250 g Weizenmehl
100 ml Milch
2 EL Butter
2 EL Sahne
20 g Speiseöl
1 EL klarer Schnaps oder Grappa
1 Eigelb
1 Prise Salz
Fett zum Ausbacken
Puderzucker zum Bestreuen

FÜR DIE FÜLLUNG

Aprikosen-, Erdbeer- oder Himbeermarmelade

ZUBEREITUNG

- Alle Zutaten für den Teig gut vermischen und glattkneten. Für eine halbe Stunde zugedeckt lassen. Den Krapfenteig mit dem Nudelholz dünn auswellen und in 10cm breite Streifen schneiden. Auf eine Hälfte des Teiges einen halben Esslöffel Marmelade platzieren und den Teig zusammenfallen. Die Ränder gut andrücken und mit dem „Krapfenradl“ den Teigrand schneiden.
- Das Fett erhitzen und die Krapfen auf einer Seite goldgelb backen, dabei immer etwas Öl auf die Oberseite schwenken (dann blähen sie sich schön auf), wenden und auch die zweite Seite goldgelb backen. Aus der Pfanne nehmen und auf Küchenpapier abtropfen lassen.
- Auf Teller anrichten und mit Puderzucker bestreuen.



Hält der Herbst Einzug, sind sie nicht mehr zu übersehen: Kürbisse, so weit das Auge reicht. In Läden, auf Feldern, als Deko-Artikel. Überall orange. Ist das nicht wunderbar? Oder trauern Sie eher dem Sommer nach und fühlen sich den Kürbissen schutzlos ausgeliefert? „Man kann ihnen nicht mehr entkommen, es ist furchtbar“, las ich kürzlich etwa in einem Kommentar. Lassen Sie mich deshalb beschreiben, warum das Herbstsymbol schlechthin seinen Platz verdient hat.

Eigentlich gibt es DEN Kürbis gar nicht. Er ist nämlich sehr vielfältig. 800 Sorten gibt es weltweit – 200 davon sind essbar. Und das ist zu empfehlen, denn Kürbis ist sehr gesund. Er enthält wichtige Vitamine, Mineralien und sättigende Ballaststoffe, und das bei sehr wenigen Kalorien. Die Kerne unterstützen die Bildung des Glückshormons Serotonin. Und Kürbiskernöl kann gegen einen erhöhten Cholesterinspiegel wirken und Herz-Kreislauf-Erkrankungen vorbeugen.

Der Kürbis gilt als Herbstgemüse, ist aber eigentlich eine Frucht. Genauer gesagt sogar eine Beere. Er kommt ursprünglich aus Südamerika, wächst aber auf allen Kontinenten außer der Antarktis. Das wäre also der einzig sichere Ort, falls Sie dem Kürbis tatsächlich entkommen möchten. Abraten würde ich in diesem Fall von China – dort werden mit acht Millionen Tonnen pro Jahr die meisten Kürbisse angebaut.

Den Weltrekord für den größten Kürbis hält seit 2021 ein italienischer Züchter. Das entsprechende Exemplar brachte 1226 Kilogramm auf

die Waage. Wettbewerbe mit Kürbissen gibt es aber nicht nur in den Kategorien Größe und Gewicht, sondern etwa auch in der Kategorie Weitwurf. Die Kürbisse werden dabei mit Katapulten, Kanonen und Schleudern geworfen.

Der Brauch, Kürbisse zu schnitzen und aufzustellen, ist zwar typisch amerikanisch. Dorthin importiert haben ihn allerdings irische Einwanderer. Nach einer Legende lebte in Irland nämlich einst ein Hufschmied namens Jack Oldfield, der am Abend vor Allerheiligen (also am 31. Oktober, neudeutsch: Halloween) den Teufel betrog – zum ersten, aber nicht zum letzten Mal. Als er viele Jahre später starb, wurde Jack sowohl an den Toren zum Himmel als auch an jenen zur Hölle abgewiesen. Aus Mitleid bekam er immerhin eine glühende Kohle direkt aus dem Höllenfeuer, die er in eine ausgehöhlte Rübe steckte. Seither wandelte seine Seele jeweils am Vorabend zu Allerheiligen mit der Laterne umher – „Jack O’Lantern“ war geboren.

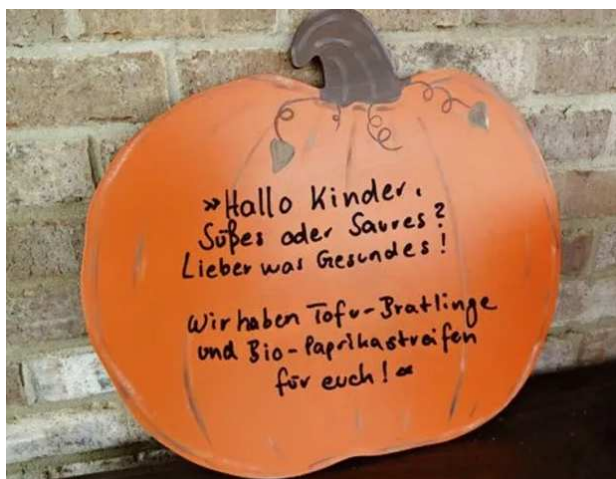
Vielleicht essen Sie die Kürbisse doch lieber, anstatt sie in der Gegend herumzuschleudern oder sich kreativ daran auszutoben? Wunderbare Rezepte dazu gibt es doch unendlich viele.

Dr. Reimund Mink

Eine Helferin für alle Fälle

Mancher trägt sie als Ohrring, andere vergoldet als stilvolles Accessoire an Bluse oder Strickjacke: Die Sicherheitsnadel. Sie wird bis heute jährlich in Milliardenhöhe produziert.

Der Amerikaner Walter Hunt dachte sich das überaus praktische Alltagsutensil vor über 175 Jahren aus; am 10 April 1849 meldete er Patent an. In Frankreich erkennt man die Herkunft bis heute am Namen: Sie heißt „epingle anglaise“, englische (amerikanische) Nadel. Angeblich braucht der damals 53-jährige Erfinder Hunt aus New York nur drei Stunden, um den Urtyp seiner „Safety Pin“ zu formen. Dazu bog er ein Stückchen Draht zurecht; das spitze Ende hakte er in eine Sicherheitsöse am anderen Ende ein. Das war der Unterschied zu bisher bekannten Kleider- oder Schmucknadeln. Sie war sicher im doppelten Sinn: Die Nadel kann nicht von selbst aufgehen, und ihre Spitze kann niemanden verletzen. Ob als Notreparatur bei rutschender Hose, bei defektem Reißverschluss etc. oder früher wie heute in der Säuglingspflege zum Verschließen von Windeln. Mittlerweile gibt es eigens verfeinerte Baby-Sicherheitsnadeln, die an Stoff-



windeln oder Wickeltüchern befestigt werden können, ohne in irgendeiner Weise zu verletzen.

Das kleine Metallteil wird mannigfaltig verwendet. In der Modewelt schaffte die Sicherheitsnadel zudem den Aufstieg zum exquisiten Accessoire. Die britische Designerin Vivienne Westwood etwa kleidete bereits in den 1970er-Jahren Punkbands in zerschlissene Anzüge, die von Sicherheitsnadeln zusammengehalten wurden. Berühmt wurde auch das „Sicherheitsnadelkleid“ von Versace: Das schwarze Abendkleid mit tiefem Ausschnitt und seitlichen Schlitzern wurde von goldenen Sicherheitsnadeln gehalten und 1994 erstmals von der britischen Schauspielerin Liz Hurley getragen.

Ganz neu ist die Sicherheitsnadel indes nicht: Schon in der Bronzezeit vor 4000 Jahren hielten Menschen mit ähnlichen Kleidernadeln, sogenannten Fibeln, Gewänder und Felle zusammen. Inwieweit sich Walter Hunt davon inspirieren ließ, ist nicht bekannt.

Heute fertigt in Deutschland vor allem das Familienunternehmen Prym in Stollberg bei Aachen in großem Stil Nadeln aller Art. Zum Nähen, Sticken und Stricken - und natürlich zum sicheren Feststecken.

Hildegard Lincke



Die verhasste Taube

Es ist ein gigantischer Absturz - vom heiligen zum verhassten Tier - die Taube. Die zahmen Nachkommen der Felsentaube, die einst an den Steilufern des Mittelmeers nistete, gelten in den Städten von heute als Plage: als Träger von Keimen und Parasiten sowie als Zerstörer von Fassaden. Denn die Pilze, die sich auf Taubenkot ansiedeln, geben Säuren ab, die selbst dem härtesten Stein zusetzen.

Dabei waren es die Menschen, die die Tauben einst domestizierten. Charles Darwin wies nach, dass die alten Ägypter schon 2750 v. Chr. Tauben hielten. Von dort aus verbreitete sich die Haus- und Tempeltaube. Die Fruchtbarkeitskulte verschiedener Völker erhoben den fortpflanzungsfreudigen Vogel zum heiligen Tier. Die frühen Christen erkoren sie schließlich zum Symbol des Heiligen Geistes. Im Matthäus-Evangelium ist zu lesen: „Und als Jesus getauft war.... siehe, da tat sich ihm der Himmel auf, und er sah den Geist Gottes wie eine Taube herabfahren und über sich kommen.“

Schon in der jüdischen Thora galt die Taube als Friedens- und Versöhnungssymbol zwischen Gott und den Menschen. Sie brachte Noah einen Ölzweig in die Arche zurück: Zeichen für das Sinken der Sintflut. Die abendländische Kunst hat die Taube als Symbol des Heiligen Geistes etabliert, sei es auf Bildnissen des Pfingstwunders oder der Verkündigung Mariens. Pablo Picasso entwarf 1949 eine Taube als Zeichen für Frieden und Freiheit. Später wurde die weiße Taube auf blauem Grund zum Symbol der Friedensbewegung.

In der Realität hatte die Taube längst eine andere Rolle: Sie wurde gemästet und verspeist, war lange Zeit unverzichtbar als Meldetier. Manche Brieftauben fanden aber nicht mehr nach Hause zurück und verwilderten. Immer gehen auch Zuchttauben verloren. Sie kreuzen sich mit den „Ratten der Lüfte“, wie die Stadttauben heute abfällig genannt werden, und bevölkern Plätze und Parks.

Von den mehr als hundert Krankheitserregern, die Tauben in sich tragen, sind allerdings nur in Einzelfällen einige auf Menschen nachgewiesen worden - vorwiegend auf Taubenzüchtern. Für das Vogelgrippevirus sind Tauben nicht empfänglich.

In zahlreichen Städten gelten Fütterungsverbote für Stadttauben. Vorrichtungen wie Drahtgitter an Gebäuden sollen verhindern, dass die Höhlenbrüter sich dort niederlassen. Die Tiereschützer in Frankfurt am Main versuchen einen anderen Weg, um die Population einzudämmen. Sie haben das „Augsburger Modell“ übernommen. Die Mitarbeiter des Stadttaubenprojekts richten Taubenhäuser ein und pflegen sie. Und entnehmen dann die Taubeneier, um sie gegen Attrappen auszutauschen - in der Hoffnung auf messbare Erfolge.

Hildegard Lincke

BERICHTE, GESCHICHTEN UND GEDICHTE

Das Feld unseres Lebens

Medien

Wenn wir jung sind, haben wir das Gefühl, dass uns die Welt offen steht. So viele Möglichkeiten, so viele Wege. Das Leben erscheint uns grenzenlos. Später lernen wir, dass dies eine Illusion ist.

Denn jede Entscheidung, die wir für etwas treffen, ist immer auch eine Entscheidung gegen viele andere Optionen. Und so werden wir uns früher oder später unserer Grenzen bewusst. Das kann schmerzen oder uns ärgern, manch-mal sogar quälen. Und doch ist es unabdingbar. Unsere Gesellschaft hingegen scheint sehr auf das Thema „Grenzüberwindung“ fixiert zu sein. Menschen, die das Maximum aus sich und ihrem Leben herausholen, die bis an jede Grenze gehen oder sie gar überwinden, gelten als erfolgreich.

Muss man das bewundern? Sollte man es zum Maßstab für das eigene Handeln machen? Im Sinne eines guten und erfüllten Lebens wohl eher nicht. Glücklich ist, wer solcherlei gelassen nimmt. In dem berühmten Gedicht „Desiderata“, das der amerikanische Rechtsanwalt Max Ehrmann im Jahr 1927 schrieb, heißt es: „... Vergleiche dich nicht mit anderen, damit du nicht eitel wirst oder bitter. Denn es wird immer Menschen geben, die größer sind als du und Menschen, die geringer sind als du. Erfreue dich deiner eigenen Leistungen wie auch deiner Pläne...“

Wahre und kluge Worte. Ganz in diesem Sinne hat sich auch der Philosoph Arthur Schopenhauer geäußert, als er den prägnanten Satz schrieb: „Alle Beschränkung beglückt.“ Denn ständig Neues zu suchen, immer mehr erreichen zu wollen, birgt die Gefahr, sich selbst aus den Augen zu verlieren. Wie also können wir mit unseren Grenzen umgehen, wenn wir zu dem Schluss gelangen, dass wir nicht um jeden Preis über sie hinauswachsen wollen?

Statt auf die Linien der Begrenzung zu starren, könnten wir den Blick darauf richten, was sie umschließen. Den Raum, der sich innerhalb unserer Grenzen befindet zu entdecken, zu gestalten und zu genießen, wird sich lohnen. Denn das ist unser Raum, unser Platz für Ideen, Gefühle, Träume, für Genuss, Erfüllung und Visionen.

Es ist das Feld unseres Lebens.

Hildegard Lincke

HERBST

Schon in's Land der Pyramiden
Flohn die Störche über's Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün;
Und die süßen Sommertage,
Ach, sie sind dahin, dahin!

Nebel hat den Wald verschlungen,
Der dein stillstes Glück gesehn;
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die schöne Welt vergehn.

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unaufhaltsam durch den Duft,
Und ein Strahl der alten Wonne
Rieselt über Tal und Kluft.

Und es leuchten Wald und Heide,
Daß man sicher glauben mag,
Hinter allem Winterleide
Liegt ein ferner Frühlingstag.

Theodor Storm



FÜLLE

Genug ist nicht genug! Gepriesen werde
der Herbst! Kein Ast, der seiner Frucht entbehrte!
Tief beugt sich mancher allzureich beschwerte,
der Apfel fällt mit dumpfem Laut zur Erde.

Genug ist nicht genug! Es lacht im Laube!
Die saftige Pflirsiche winkt dem durstigen Munde!
Die trunkenen Wespen summen in die Runde:
„Genug ist nicht genug!“ um eine Traube.

Genug ist nicht genug! Mit vollen Zügen schlürft
Dichtergeist am Borne des Genusses, das Herz,
auch es bedarf des Überflusses,
genug kann nie und nimmermehr genügen!

Conrad Ferdinand Meyer

Wettermäßiges

Oskar Stock

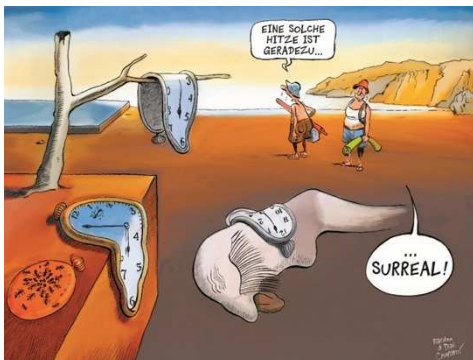
*Könnst' der Mensch das Wetter machen,
gäbe es nicht viel zu lachen,
denn es herrschte Streiterei,
was das beste Wetter sei.*

*Der eine schwärmte von der Sonne
und deren Strahlen, voller Wonne,
weil er sich darin könnst' aalen,
und hier mit seinem Körper prahlen.*

*Der andere pochte auf den Regen,
und auf den Schnee auch, meinetwegen,
weil die Natur nach Nässe schreit
und sonst nichts wachse mit der Zeit.*

*Drum ist's vom Wetter gut und recht,
dass es so ist, wie's grade möcht',
und schimpft der eine gar am Ende -
der andre reibt sich froh die Hände.*

Hildegard Lincke



Heimweg im Nebel

Margret Crisp

Die Geschichte handelt von John, der in einer Londoner Vorstadt lebte. Er und seine vier Geschwister hatten im Zweiten Weltkrieg London brennen sehen. „In unserem Ort war es durch die Feuersbrunst so hell, dass man nachts die Zeitung hätte lesen können“, erinnert er sich.

Dann war der Krieg vorbei. Die folgenden Winter waren kalt und, wie auch in Deutschland, das Brennmaterial knapp. Für Koks musste man einmal wöchentlich im fünf Kilometer entfernten Nachbarort Schlange stehen. Der Vater kam immer erst spät von der Arbeit nach Hause, und der kleine John stand seiner Mutter stets tatkräftig zur Seite. So übernahm er diese Arbeit der Brennmaterialbeschaffung für die offene Feuerstelle, wie sie in England noch üblich war.

Der Kokssack war mit dreißig Kilo reichlich schwer, zumal er über eine lange Strecke befördert werden musste. Einmal hatte John Glück, als sich ein Mann seiner erbarmte und ihm den Sack nach Hause trug.

Als Teenager lernte John in einem Nachbarort ein Mädchen kennen. Eines Tages hatten sie ein paar nette Stunden miteinander verbracht, als es Zeit für ihn wurde, den Heimweg anzutreten. Plötzlich wurde er von dem berühmten Londoner Nebel überrascht, einem Nebel, wie wir ihn in Deutschland nicht kennen. Von einer Sekunde auf die andere stand man irgendwo mitten in der Landschaft und wusste nicht mehr, wo man sich befand. Es war John nicht einmal mehr möglich, eine Laterne zu erkennen. So war es auch nicht verwunderlich, dass er die Brücke verfehlte, die er überqueren musste, um nach Hause zu kommen. Die Angst schnürte ihm fast die Kehle zu. Auf einmal merkte er, wie sein Weg nach unten führte. Die Brücke hatte zu jener Zeit noch kein Geländer. Er erschrak. Siedend heiß fiel ihm ein, dass dieser Weg abwärts geradewegs in den Kanal, also ins Wasser führte. Schnell tastete er sich wieder nach oben. Nach einer langen Zeit mühsamen Suchens fand er endlich die Brücke und gelangte zur Straße zurück. Es war ein langer Heimweg durch den Londoner Novembernebel, der durch das kleine Flusstal und die damaligen Heizmethoden hervorgerufen wurde.

John absolvierte sein Abi, bestand seine Prüfung bei Scotland Yard, musste vor seinem Dienstantritt dort jedoch noch seinen Wehrdienst ableisten, der ihn nach Deutschland führte, ins NATO Hauptquartier Mönchengladbach.

Hier lernte ich ihn kennen. Er blieb, wir heirateten und erfreuten uns fast fünfzig Jahre lang an unseren Kindern und Enkelkindern. Er erzählte oft von seinem beängstigenden Erlebnis, als er wegen des starken Nebels fast im Kanal ertrunken wäre, als er auf dem Heimweg von einem Mädchen aus dem Nachbarort war.

Hildegard Lincke



Wetterregeln

Ist's in der Neujahrsnacht finster und still,
fehlt es am Geld oder am guten Will'.

Sonnt sich der Dachs in der Lichtmess-Woch',
wird ihm warm oder es friert ihn noch.

Ist der März nass,
füllt er dem Bauern das Regenfass.

Im ganzen April
kann's wettern, wie's will.

Donnert's im Mai,
ist der April vorbei.

Juni kalt und sonnenarm,
macht den Bauern nicht sonderlich warm.

Juli trocken und heiß,
klebt dem Bauern die Hose am Steiß.

Herrscht im August eine Bärenhitze,
vertrocknet manchmal die letzte Pfüte.

Ist im September der Krebs nimmer gut,
man keinen zu essen besser tut.

Schaut im Oktober die Maus aus dem Loch,
hat sie schon gefressen oder hungert sie noch.

Guckt an Martini die Sonne hervor, schwitzt die
Gans im Ofenrohr.

Dezemberwind macht die Nasen rot, die es
nicht schon sind.

Anonym

Die Rettung

Ottokar Wagner

*Es suchte einst ein Adebar,
der magenknurrend gierig war,
nach Fröschen, seiner Liebesspeise,
um sich zu stärken für die Reise.*

*Doch jener, den er dort entdeckt,
hat ihm die Zung nur rausgestreckt
und hüpfte schnell mit hohem Schwung
auf einen großen Haufen Dung.*

*Jetzt stank er sehr und sah oh Graus,
bekeistert nicht nach Frosch mehr aus.*

*Und weil er so mit Mist beschmiert,
hat sich der Adebar geniert.*

*Er ließ den Frosch mit seiner List
erhaben sitzen auf dem Mist.*

Hildegard Lincke

Warum ist das Leben nur so schwer?

Gisela Rieger

Meine Omi ist für mich von jeher ein großes Vorbild. Obwohl sie im Laufe ihres Lebens viele Schicksalsschläge ertragen musste, verkörpert sie sprichwörtlich die Lebensfreude. Seit ich denken kann, gehe ich immer zu ihr, wenn ich Kummer habe, und sie schafft es, mit ihren weisen und tröstenden Worten, mit herzlicher Umarmung und liebevoller Zuwendung stets, mir neuen Mut und Lebenskraft zu spenden.

Einen meiner Kummerbesuche werde ich wohl immer in Erinnerung behalten. Das war zu der Zeit, als meine heile Welt innerhalb weniger Tage komplett zusammenbrach. Mein Chef teilte mir damals zu Beginn der Woche mit, dass er Insolvenz anmelden und ich mich somit auf Arbeitssuche begeben müsse. Dann stürzte ich zwei Tage später schwer beim Schlittschuhlaufen. Mein Lieblingssport hätte mich eigentlich auf positive Gedanken bringen sollen, aber ich brach mir mein rechtes Bein. Und als ich, noch unter Schock stehend, nach Hause humpelte und zwei Stunden früher als mit meinem Verlobten abgemacht die gemeinsame Wohnung aufsperrte, erappte ich ihn in flagranti mit meiner allerbesten Freundin. Noch nie im Leben habe ich so viele Tränen vergossen wie damals.

Als mich meine Omi im Krankenhaus besuchte, klagte ich ihr mein Leid und fragte, warum das Leben nur so schwer sei. Daraufhin begann sie zu erzählen: „Als ich so jung war wie du, ist mir ähnliches geschehen. Mit meiner Mutter traute ich mich damals nicht zu sprechen, so vertraute ich mich meiner geliebten Großmutter an, die mich großgezogen hat. Sie erzählte mir folgende Geschichte - genauer gesagt ein Märchen - aber die darin enthaltene Botschaft hat mich Zeit meines Lebens geprägt.“

„Vor langer Zeit hat es sich zugetragen, dass ein Bauer eine alte Frau vor dem Ertrinken rettete. Die Frau war dem Bauern, der bei der Rettungsaktion selbst sein Leben riskiert hatte, unendlich dankbar, und da sie über magische Fähigkeiten verfügte, wollte sie ihm gerne einen Wunsch erfüllen. Der Bauer, der sich von frühmorgens bis spätabends abmühte, um eine gute Ernte einzubringen, war häufig mit dem Wetter, dem er sich ausgeliefert fühlte, unzufrieden. So äußerte er den Wunsch, dass er künftig das Wetter bestimmen dürfe. Er war der festen Überzeugung, dass er und alle anderen Bauern im Land

auf diese Weise die Ernteerträge um ein Vielfaches erhöhen könnten, so dass es dann im ganzen Land keine Armut mehr geben würde.

Die weise Frau wollte ihn zu einem anderen Wunsch bewegen, aber der Bauer ließ sich nicht davon abbringen. So schlug die Frau einen Handel vor: „Du darfst ein ganzes Jahr das Wetter auf deinem Land, deinen Äckern und Feldern bestimmen - wenn sich nach einem Jahr deine Ernte mindestens verdoppelt, dann darfst du für ein weiteres Jahr das Wetter im ganzen Land vorgeben.“ Der Bauer willigte begeistert ein.

So ließ er die Sonne scheinen und bestellte zur rechten Zeit den nötigen Regen, auf dass seine Feldfrüchte gedeihen würden. Es gab keine Gewitter, keinen Sturm und keinen Hagel mehr. Glücklicherweise sah der Bauer, dass sein Weizen so hoch gewachsen war und golden im Sonnenlicht wogte, wie noch nie zuvor. Zufrieden erkannte er, dass das Korn auf den Feldern seiner Nachbarn nicht annähernd mit der gewaltigen Größe seiner Ähren mithalten konnte.

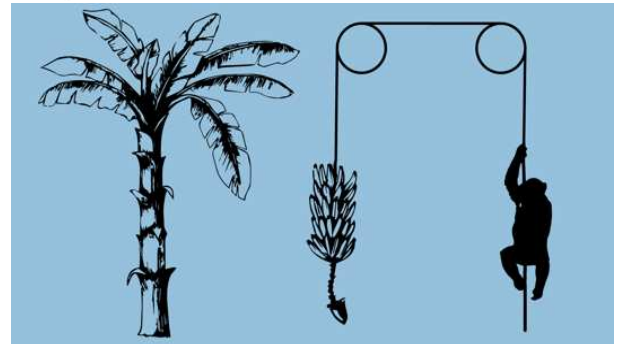
Aber als die Erntezeit anbrach und er zu dreschen beginnen wollte, stellte er erschrocken fest, dass alle prallen Ähren leer waren - aus dem so vielversprechenden Getreide konnte er kein Gramm Mehl gewinnen! Als der Mann ratlos neben dem Feld stand, bemerkte er neben sich wieder die Magierin, die er einst gerettet hatte. Sie sprach: „Guter Mann, bedenke, dass der Mensch mit seinen Herausforderungen wächst und somit innere Stärke entwickelt. Das Gleiche gilt für den Weizen: Mit deinem Korn hast du es gut gemeint, aber du hast alles vermieden, was den Weizen Kraft gekostet hätte. Du hast ihn daher dazu verleitet, nur in die Höhe zu wachsen und schön auszusehen, nicht aber, um Substanz und Widerstandskraft auszubilden. Aus diesem Grund blieben seine Ähren leer.“

Im Krankenhaus hatte ich viel Zeit zum Nachdenken - vielleicht wäre ich ohne meine Schicksalsschläge nie so in die Tiefe gegangen. Zugegeben ist eine gewisse Tiefenarbeit mit sich selbst nicht immer einfach - man muss dann nämlich ehrlich zu sich sein und klar erkennen, wovor man zuvor gerne die Augen verschlossen hat. Ich habe also meine „Hausaufgaben“ gemacht und die „Ärmel hochgekrempelt“. Am schnellsten sind meine Knochen verheilt, dann habe ich mir ein neues Geschäftsmodell ausgedacht und eine eigene Firma gegründet. Kurze Zeit später fusionierte ich mit meinem ehemaligen Chef. Nicht nur beruflich, sondern auch privat.

Hildegard Lincke

DER AFFE UND DIE BANANEN

Ein Affe und eine genauso schwere Bananenstaude hängen an den zwei Enden eines Seils, das über zwei Rollen läuft. Was passiert, wenn der Affe am Seil nach oben klettert?



Es ist beruhigend zu sehen, wenn die Dinge im Gleichgewicht sind. So wie beim Helden dieses Rätsels, einem Affen. Er hängt an einem Seil, das über zwei Umlenkrollen läuft. Am anderen Seilende ist eine Bananenstaude befestigt. Weil die Bananen genauso schwer sind wie der Affe, befindet sich das System im Gleichgewicht.

Nun beschließt der Affe, am Seil nach oben zu klettern. Was passiert? Verharren die Bananen in derselben Höhe, während der Affe nach oben klettert? Oder wandern die Bananen ebenfalls nach oben?

Hinweis: Dies ist ein Gedankenexperiment. Wir nehmen an, dass die Masse des Seils und der Rollen vernachlässigbar gering sind – wie auch die Reibung der Umlenkrollen.

Das Obst-Rätsel

$$\text{Apfel} + \text{Apfel} + \text{Apfel} = 30$$

$$\text{Apfel} + \text{Banane} + \text{Banane} = 18$$

$$\text{Banane} - \text{Kokos} = 2$$

$$\text{Kokos} + \text{Apfel} + \text{Banane} = ??$$

Lösungen:
A. Der Affe und die Bananen
Bananenstaude bewegen sich mit derselben Geschwindigkeit nach oben.
Die Kraft des Affen wirkt sich auf beide Massen gleichermassen aus, da wir vom Idealfall einer vernachlässigbar kleinen Reibung und masselosen Seilen ausgehen. Deshalb gewinnen Bananen und Affe gleichmäßig an Höhe. Wenn der Affe auf dem Seil 1,0 Meter zurücklegt, gewinnt er dabei nur 0,5 Meter an Höhe, weil auch die Bananen 0,5 Meter nach oben steigen.
Ans.: „Neue mathematische Rätsel“ von Michael Holt.
B. Das Obst-Rätsel
 $26 = \text{Kokos} + \text{Apfel} + \text{Banane}$

WANDERN UND REISEN

Faszination Bergsteigen Warum steigen wir auf Berge?

Was ganz oben ist, hatte für die Menschen schon immer höchste Bedeutung. Nicht umsonst gelten Berge in vielen Kulturkreisen als Sitz der Götter. Erhebt sich auch der Mensch, der es bis auf den Gipfel schafft, über die Widrigkeiten des Alltags? Als die „Eroberung des Unnützen“ bezeichnete der französische Alpinist Lionel Terray das Bergsteigen. Tatsächlich gibt es auf einem Gipfel nichts zu gewinnen. Dort warten weder Preise noch Pokale. Nur Steine und ein Kreuz, im besten Fall noch eine hübsche Aussicht. Und vielleicht fünf Minuten Ruhm, wenn man herausragend schwierige oder prestigeträchtige Touren unternimmt, etwa auf den Mount Everest. Das ist aber nur wenigen Menschen möglich. Nicht, weil sie zu den besten Alpinisten gehören, sondern weil solche Besteigungen irrsinnig teuer sind.

Der gewöhnliche Bergsteiger hat nichts davon, auf einem Gipfel zu stehen – und tut es doch immer wieder. Brotlose Kunst als beliebter Breitensport. Wie erklärt sich das? Die Schönheit der Hochgebirgsnatur allein, kann es nicht sein, die lässt sich auch von der Terrasse eines Gasthofs oder einer Hütte bestaunen. Oder gemütlich vom Tal aus.

Was oben ist, hatte für die Menschen schon immer höchste Bedeutung. Berge gelten in vielen Kulturkreisen als Sitz der Götter – vom Olymp in der Antike über den heiligen Berg Fuji in Japan bis zum Illimani in den bolivischen Anden. Lange Zeit hielt man lieber einen respektvollen Abstand und stieg nicht ganz hinauf. Doch spirituell geht es an den Bergen der Welt nur noch selten zu. Die Besteigung eines Gipfels steht heute eher als Metapher für die Herausforderungen des weltlichen Lebens, als Symbol für den Aufstieg, für den steinigen Weg ans Ziel. Man kämpft sich nach oben, und wenn man dort angekommen ist, hat man „es“ endlich geschafft.

Wer am Berg besteht, scheint gewappnet für die Widrigkeiten des Alltags.

Das ist leider Quatsch. Bergtouren können zwar lehrreich sein: man lernt, seine körperlichen Fähigkeiten einzuschätzen, sich in Geduld zu üben, auch eine gewisse Demut (wenn das Wetter nicht passt, geht nichts, auch wenn man bestens trainiert ist). Aber es ist wesentlich schwieriger, eine menschliche Beziehung zu führen oder ein anständiger Mensch zu bleiben, als auf einen Berg zu steigen. Andersherum ist das Scheitern am Berg – weil ein Unwetter zur Umkehr, weil die Kräfte nicht reichen – in den allermeisten Fällen völlig folgenlos und kein Anlass für Selbstzweifel und Scham. Es geht buchstäblich um nichts. Das ist das Schöne daran.

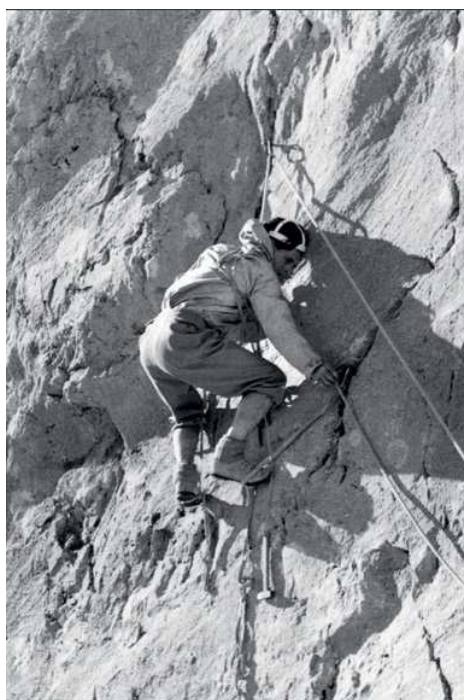
Der kindliche Entdecker

In einer Welt, die unbestreitbar immer komplexer und unübersichtlich wird, ist die Besteigung eines Berges eine denkbar simple Unternehmung. Das Ziel ist eindeutig, anders als bei Karrierewegen und privaten Sinnfragen. Man geht hinauf und wieder hinab, das ist im Grunde alles. Damit findet der Tag seine Bestimmung.

Dabei kann man wieder zum kindlichen Entdecker werden und spielerisch seine Abenteuerlust ausleben, ohne gravierende Folgen fürchten zu müssen. Natürlich sollte man ein paar Grundregeln beachten und Ziele wählen, die zum eigenen Können passen. Aber das Drama am Berg, das so gerne in Filmen inszeniert wird, ist sehr viel seltener als die alltäglichen Dramen zu Hause, die man gerne für eine Weile hinter sich lässt.

Auf einer Bergtour kommt vieles von dem zusammen, was wohltut: die Ruhe der Natur, die Abgeschiedenheit

von Hektik und Lärm, die Bewegung im Schrittempo, die das Denken so richtig in Schwung bringt, die Gemeinschaft in der Gruppe, das Gefühl, etwas geschafft zu haben – für einen selbst, nicht, um die Welt zu verändern –, die Anstrengung, die den Genuss erst außergewöhnlich macht – den Radler und den Kaiser-



*Der Weg ist das Ziel, heißt es.
Beim Bergsteigen geht es darum,
den Gipfel zu erreichen. Die Garantie,
es zu schaffen, gibt es nie.*

schmarrn am Nachmittag, Belohnung für die Strapazen. In diesen Dingen liegt einfaches Glück, das keinen höheren Zweck erfüllt und deshalb so tief geht. Es existiert um seiner selbst willen und droht deshalb nicht, uns ständig durch die Finger zu gleiten. Wenn wir ehrlich sind, gestehen wir uns das selten zu.

Das Ziel ist das Ziel

Der Weg ist das Ziel, heißt es. Aber beim Bergsteigen geht darum auch darum, den Gipfel zu erreichen, auch wenn man dafür niemals eine Garantie bekommt. Dieser Reiz war schon immer rätselhaft. Namhafte Bergsteiger taten sich schwer, ihre Motivation in Worte zu fassen. Sie sprachen von „Unbeschreiblichem“ oder einem „geheimnisvollen Drang“, von „Bedürfnis und innerem Gesetz“. Immer wieder stiegen sie auf riesige Steinhäufen. Zwanghaft. Warum? Wäre es ihnen um ein klar definiertes, sportliches Ziel und Bewegung in einer ansehnlichen Landschaft gegangen, hätten sie Fahrradtouren unternehmen können.



Ich glaube, hier kommt die Topografie des Gebirges zum Tragen, seine Größe und Erhabenheit. Wer auf einem Gipfel steht, der nimmt eine seltene Perspektive ein. Häuser, Straßen und Autos erscheinen plötzlich winzig – all die Orte, an denen wir den Alltag verrichten, unserem Leben nachgehen, Pläne schmieden, Dinge bereuen und auf die Zukunft hoffen. Die Welt schrumpft auf Miniaturformat. Und damit auch unsere Sorgen, Zweifel und Ängste. Unser Horizont klart auf. Was war und was noch zu tun ist, tritt uns hier oben ungewohnt deutlich vor Augen. Und deshalb kommen wir wieder. Wenn wir nicht mehr weiterwissen, steigen wir auf einen Berg.

Text: Philipp Laage, Autor und Journalist.

Reiner Waldschmitt



Ob am Everest oder in den Alpen: Die Zahl der Touristen und die Ansprüche der Gäste haben zugenommen. Das führt auch zu Konflikten. Dabei wäre es angesichts des Klimawandels wohl eher ein Komfortverzicht angesagt.

Ein Bild, das 2019 um die Welt ging: So sieht Massentourismus am Mount Everest aus. An der Schlüsselstelle des Südgrats reihten sich Dutzende Bergsteiger in bunten Daunenzügen auf wie an einer Perlenkette. Ein gefährlicher Stau in der Todeszone auf über 8000 Metern, wo das Überleben vom Flaschensauerstoff im Rucksack abhängt. Mehrere Gipfelaspiranten sterben in jeder Saison vor Erschöpfung, weil sie nicht rechtzeitig nach unten kommen.

Der Urheber des Fotos, *Nirmal Purja*, ein nepalesischer Extrembergsteiger, der 14 Achttausender in Rekordzeit bestieg, ist am Everest eher die Ausnahme. Mittlerweile sind es reiche Hobbyalpinisten, die sich ihren Traum vom Everest zu Preis eines Jahresgehalts erkaufen. Manche können sich nicht einmal selbst die Steigeisen anlegen. Dafür bekommen Luxuskunden eine Rundumbetreuung, durch ihren persönlichen Sherpa und genießen im Basislager erlesene Weine und Erholung im Spa-Zelt. Manche lassen sich sogar für ein Abendessen mit dem



Zeltstadt am Mount Everest: Das Basislager am Mount Everest gleicht in der Hochsaison im Mai einer Zeltstadt, die zuletzt immer mehr Komfort und Luxus geboten hat.

Helikopter nach Kathmandu ausfliegen. Der spartanische Alpinismus früherer Tage wirkt dagegen wie romantischer Anachronismus. Wem gehört der Everest? Nicht mehr den weltbesten Bergsteigern, sondern zahlungskräftigen Selbstdarstellern.



Auf die Zugspitze, Deutschlands höchstem Gipfel, führen gleich mehrere Seilbahnen. Entsprechend groß ist der Touristenandrang.

Der Bergtourismus hat sich nicht nur im Himalaya gewandelt, auch daheim in den Alpen. Herausragend schöne Orte wie der Königssee im Berchtesgadener Land werden von Tagesbesuchern überrannt. Prestigeträchtige Gipfel wie Matterhorn und Watzmann ziehen die Massen an. Der Ausflug ins Gebirge hat verstärkten Eventcharakter, soll hübsche Bilder für Instagram produzieren. Touristiker möchten die prächtige Bergwelt auch Gästen zugänglich machen, die eher nicht die Wanderschuhe schnüren, aber eine pralle Reisekasse haben. Für das Matterhorn Alpine Crossing, die „höchste Alpenüberquerung per Seilbahn“ von Zermatt über den Theodulgletscher ins italienische Cervinia, zahlt man ab 142 Franken. Attraktionen zielen auf die reiche Oberschicht aus Asien, etwa aus Indien und den Golfstaaten.

Auch die Ansprüche der normalen Wanderer sind gestiegen, berichten die Wirte auf den Hütten. Die Gäste wünschen sich üppige Speisekarten, WLAN und eher kleine Zimmer mit mehr Privatsphäre. „Auf die großen Matratzenlager haben immer weniger Lust“, sagt *Thomas Bucher* vom Deutschen Alpenverein (DAV). Auf den leicht erreich-

baren Wanderhütten gebe es ein neues Klientel, das höherer Erwartungen habe. Dass man heutzutage am besten Wochen voraus im Voraus reserviert, versteht sich von selbst.

Bergsport ist Motorsport

Über die Berge als „Tummelplatz der Masse“ wurde schon Anfang des 20. Jahrhunderts geklagt. Doch der Tourismus hat heute eine andere Dimension.



Die Berghütten der Alpen sind komfortabler geworden – viele Wanderer erwarten üppige Menüs und private Schlafzimmer.

Manche Einheimische fühlen sich belagert. Overtourism, wie er sich von Amsterdam über Barcelona bis Dubrovnik zeigt, hat auch die Alpen erreicht. Und man kann es ja verstehen: Die Schönheit der Berge ist allzu verlockend.

Dass die Alpen insgesamt überfüllt wären, ist allerdings eine Fehlwahrnehmung. Die Massen ballen sich an wenigen Hotspots. Betroffen ist etwa der oberbayerische Alpenrand. „Die Blechlawine, die von München in die Berge wälzt, ist immens“, sagt *Thomas Bucher*. Besonders die Autos der Tagestouristen verstopfen die Straßen, zugleich gibt es vor Ort immer weniger Parkplätze. Die größten Probleme entstehen also in den Tälern. Bergsport ist Motorsport, heißt es

gerne. *Bucher* beobachtet auch einen massenpsychologischen Effekt: „Alle möchten dorthin, wo schon viele andere sind, weil es dort angeblich schön ist.“ Die Bilderflut auf Social Media tut ihr übriges. Wem gehören



die Alpen? Niemandem und somit jedem – ein Dilemma.

Die betroffenen Gemeinden und Regionen versuchen mehr oder weniger erfolgreich, die Massen zu begrenzen. Südtirol hat 2019 einen „Bettenstopp“ durchgesetzt: Neue Gästebetten dürfen nur noch alte ersetzen. Garmisch-Partenkirchen am Fuß der Zugspitze hat ein Parkleitsystem entwickelt. „Wenn Sie in München losfahren, sehen Sie online schon, wo es voraus-



Die Einheimischen haben genug: Proteste gegen den ausufernden Massentourismus in Hallstatt.

sichtlich keine freien Parkplätze mehr gibt“, berichtet Walter Rutz, Geschäftsführer der Garmischer Tourismus GmbH.

In Hallstatt im Salzkammergut wurde die Zahl der Reisebusse um mehr als die Hälfte limitiert, auf knapp über 10.000 pro Jahr. „Das war ein Wunsch der Bevölkerung“, erzählt Bürgermeister Alexander Scheutz. Wer ohne Genehmigung in den Ort fahre, dem drohe eine Besitzstörungsklage. „Und wir lassen die Leute gar nicht erst aus dem Bus aussteigen.“ Ist das nicht etwas drastisch? „Es ist ein Punkt erreicht, wo es nicht mehr anders geht“ sagt Scheutz. Offen bleibt, wie man den Individualverkehr in den Griff bekommt. Die Zufahrtsstraße zu sperren, ist rechtlich schwierig.

Verbote sind das äußerste Mittel. Aber manchmal unumgänglich. So wurden die Naturpools am oberen Teil des Königsbachfalls 2021 für fünf Jahre gesperrt, weil Influencer die Gumpen entdeckt hatten und zahllose weitere Besucher anlockten. Die Leute trampelten die Vegetation nieder und hinterließen ihren Müll. An berühmten Bergen lassen sich manche nicht von ihrer Tour abhalten, obwohl sie ihr Leben riskieren. Schlagzeilen machte vor zwei Jahren der Mont Blanc. Wegen der erhöhten Gefahr durch Steinschlag rieten Behörden und Bergführer dringend von einer Besteigung ab. Doch das kümmerte

viele nicht. Der empörte Bürgermeister der Gemeinde Saint-Gervais-les-Bains forderte daraufhin eine Kautions von 15.000 Euro für Bergungs- und Bestattungskosten. Dazu kam es am Ende nicht. Stattdessen wurden zwei Hütten geschlossen, um die Besteigungen zu unterbinden.



Heliskiing bietet ein einsames Tiefschneevergnügen, provoziert aber auch Kritik von Umweltschützern.

Klimawandel

Das Beispiel zeigt, dass der Ansturm auf die Berge zunimmt, während sich die Folgen des Klimawandels zugleich immer deutlicher zeigen. Das Auftauen des Permafrosts lässt die Berge bröckeln, Felsstürze und Steinschlag nehmen zu. Auf den Hütten wird das Wasser knapp. Überall diskutiert man, wie sich CO₂-Emissionen verringern lassen, während immer mehr Ausflügler mit ihren SUV in die Berge rollen. Gewisse Spielarten des Bergsports scheinen nicht mehr in die Zeit zu passen.



Vielen Wanderer geht es nur noch um das eine spektakuläre Foto.

„Der Hubschrauber ist für manche ein Feindbild“, sagt Johann Baptist Koller. Der Experte für Heliskiing arbeitet für Canusa, einen Veranstalter von Nordamerika-Reisen. Heliskiing ist ein exklusives Tiefschnee-Vergnügen, das haupt-

sächlich im kanadischen British Columbia stattfindet. Jährlich gibt es rund 30.000 Plätze. In den Lodges, die oft selbst nur per Hubschrauber erreichbar sind, finden manchmal nur zwölf Gäste pro Woche Platz. Eine Woche Heliskiing mit Transfers und Vollpension kostet pro Tag im Schnitt gut 2000 Euro. Diesen Preis zahlen viele gerne. Wer nicht früh für den folgenden Winter bucht, kriegt nur noch Restplätze.

Viele Skifahrer und Snowboarder filmen ihre rasanten Abfahrten. „Aber sie zeigen die Videos zu Hause nicht, aus Angst vor Anschuldigungen“, sagt Koller. Das verwundert nicht angesichts der Emissionen auch durch den Langstreckenflug nach Kanada. Der Lärm der Rotoren schreckt außerdem die Wildtiere auf. Als das Heliskiing während Corona brachlag, erholte sich die Population der bedrohten Karibus, fanden Forscher heraus. Wem gehören die Berge – den Menschen oder den Tieren?



*Karibu in freier Wildbahn:
Können sich Mensch und Tier die Berge teilen?*

In der Schweiz steht Heliskiing in der Kritik. Der Verein Alpen-Initiative zeichnete die Swiss Helikopter AG mit einem Schmähpreis aus. „Nur zum Spaß mit Rotorengeknatter in die Alpen zu fliegen und die Natur aufzuschrecken, ist absurd und widerspricht jeglichem Umweltbewusstsein“, hieß es als Begründung. Doch das Angebot boomt weiterhin, vielleicht auch, weil in Zeiten des Massentourismus viele nach außergewöhnlichen Erlebnissen suchen, die nichts für jedermann sind.

Rückbau und Verzicht?

Sollte man das Heliskiing am besten komplett verbieten? Braucht man so was? „Mit diesem Argument könnte man gleich das ganze Skifahren verbieten“, sagt Koller. Die Branche wolle CO₂-

frei werden, man schaffe Arbeitsplätze. Das Angebot sei begrenzt und werde nicht ausgeweitet. Heliskiing sei besser, als neue Skigebiete mit großen Liftanlagen zu erschließen. So bleiben die kanadischen Berge ein Abenteuerspielplatz für wenige Gutbetuchte. Luxustourismus als Antwort auf die ökologische Krise.

In den Alpen wünschen sich viele einen anderen Weg: Rückbau der Infrastruktur statt Ausbau, Komfortverzicht statt wachsender Luxus, weniger Events und Spektakel. Die derzeitige Entwicklung passt kaum in eine Zeit knapper werdender Ressourcen in einem fragilen Naturraum. „Die Hütten sind überfüllt, also müssen wir sie größer machen – das kann nicht der Weg sein“, sagt Thomas Bucher vom Alpenverein. Eher würden die Herbergen in Zukunft wieder einfacher. So könnten beispielsweise die bestehenden WCs durch Trockentoiletten ersetzt werden, um Wasser zu sparen. „Das werden die Leute akzeptieren müssen“, glaubt Bucher. Auch die Anreise mit dem Privat-Pkw dürfte in vielen Gemeinden der Alpen teurer werden. „Wir wollen die Gäste dazu bewegen, mit der Bahn anzureisen“, sagt Walter Rutz aus Garmisch-Partenkirchen. „Da muss ein Umdenken stattfinden.“



Mit dem Traum vom Everest lässt sich gutes Geld verdienen.

Auch in Nepal hat man erkannt, dass es so nicht weitergehen kann. Am Everest sollen Luxus-Ausstattungen wie Spa-Zelte verboten werden, hieß es. Hubschrauber dürfen nur noch für Rettungseinsätze genutzt werden. Der Preis für die Genehmigung soll dafür auf 15.000 Dollar steigen. In der diesjährigen Saison werden die Maßnahmen aber offenbar noch nicht umgesetzt. Trotz allen Bemühungen um Naturschutz und verträglichen Bergtourismus gilt: Der Everest soll ein gutes Geschäft bleiben.

Text: Philipp Laage, Autor und Journalist

Reiner Waldschmitt

Ich konnte drei Tage klettern, ohne zu essen

Die höchsten Gipfel hat Reinhold Messner erklommen, die größten Sand- und Eiswüsten der Welt durchquert. Gelungen sei ihm das alles, weil er in der Lage sei, zu verzichten, sagt der Abenteurer. Gut zu essen, am liebsten einfache, regionale Gerichte, darauf legt er dennoch großen Wert.



An den Duft der goldgelben Krapfen kann sich Reinhold Messner noch heute erinnern. Jeden Samstag stand seine Mutter am Holzherd der Wohnstube und backte diese süßen Köstlichkeiten für ihre neun Kinder im heißen Fett heraus. Gerstensuppe, Schlutzkrapfen, Kaspressknödel, Apfelkiachel, Strauben, diese und andere Südtiroler Gerichte haben die Geschmacksnerven des wohl bekanntesten Bergsteigers der Welt geprägt wie nichts anderes.

Dabei hat der Weltenwanderer auch viele kulinarische Abenteuer erlebt. „Ich habe nie wieder so gut wie im Kaukasus gegessen“, erzählt er. „Die Menschen dort haben eine Ess- und auch eine Weinkultur, die beeindruckend ist. Wenn dort eine Gesellschaft zusammentrifft, kommen dreißig verschiedene Gerichte auf den Tisch. Es wird gegessen, gesungen und gefeiert, das ist ganz großartig.“

An ein gemeinsames Mahl mit Hirtennomaden in der Wüste Gobi erinnert sich Messner allerdings mit gemischten Gefühlen: „Als ich dort hinkam, wurde ich mit großer Gastfreundschaft von ihnen aufgenommen und mit einem Schafsohr bewirtet. Das Fett tropfte überall nur so heraus. Da musste ich schon die Zähne zusammenbeißen, bevor ich ins Schafsohr gebissen habe.“ Auch ausgestochene Schafsaugen in Kirgistan, lebenden Fisch in Japan und Käfer in Malaysia hat Messner schon verzehrt. Seine Devise in solchen Situationen: „Nichts ablehnen, nichts zurückschicken.“ Denn eines liegt ihm fern: seine Gastgeber vor den Kopf zu stoßen.

Im September feiert Messner seinen 80. Geburtstag. Die Bergsteiger-Legende stand auf allen Achttausendern der Welt, auch die „Seven Summits“ (die jeweils höchsten Berge der sieben Kontinente) hat er erklommen.

Der Verlust seines Bruders auf dem Nanga Parbat war die größte Zäsur in Reinhold Messners Leben. Doch er kletterte weiter.

Doch zurück in die Kindheit des bald 80-jährigen Südtirolers: „Auf die gemeinsamen Essen wurde zuhause bei uns großer Wert gelegt. Meine Mutter war eine gute Köchin einfacher, traditioneller Speisen ohne jede Spitzfindigkeit.“ Sie verstand es vielmehr, aus dem, was da war, etwas Schmackhaftes und Sättigendes zuzubereiten. Genauso wie das schon ihre Mutter und Großmutter getan hatten.

Anpacken

Mit wenig auskommen, bescheiden zu sein und vor allem anzupacken, das hat der Bub aus Villnöss vom ersten Tag seines Lebens an von seinen Eltern gelernt. Messners Vater war ein strenger Lehrer. Mit seinem kleinen Gehalt hätte er seine große Familie niemals durchbringen können. Darum betrieb er auch noch eine Kaninchen- und später eine Hühnerzucht. Die viele Arbeit erledigte sich aber nicht von allein. Für die Messner-Kinder war es daher selbstverständlich, mitzuhelfen: „Wir lernten die Tiere zu füttern, die Ställe auszumisten, zu schlachten. Es kostete mich Überwindung, einem Kaninchen das Fell abzuziehen. Als Braten am Sonntag schmeckte sein Fleisch trotzdem“, erinnert sich der Grenzgänger. Milch zu holen zählte ebenfalls zu den Pflichten der Messner von Reinhold und seinen Geschwistern. Bei Wind und Wetter musste eines der Kinder tagtäglich zum Fraß-Bauern in den Stall stapfen, um mit einer vollen Milchkanne nach Hause zurückzukehren.

„Essensreste wurden niemals weggeworfen, sondern kamen auf den Kompost und wurden zu Dünger. Alles im Haushalt, im Garten, im Hühnerstall wurde wiederverwendet. Und wenn etwas kaputt war, wurde es repariert und wieder brauchbar gemacht. Wir lebten nachhaltig, und das zu einer Zeit, in der es Wort noch gar nicht gab“, sagt Messner. Weder unter der „Kinderarbeit“ noch unter den ständigen Entbehrungen hat Messner gelitten. Im Gegenteil.

Er sei froh, so aufgewachsen zu sein, denn so habe er gelernt mit wenig auszukommen, auch in den Bergen. Die Liebe zum Klettern hatte Vater Sepp Messner bei seinen Söhnen geweckt. Vor

allem Reinhold und Günther fühlten sich in den Felswänden so frei und lebendig, wie nirgendwo sonst.

Bald bildeten die zwei eine fixe Seilschaft und eroberten in den Dolomiten eine Felswand nach der andern.

Immer extremere Herausforderungen meisterten die beiden Himmelsstürmer – und das mit kaum Proviant: „Wir hatten meist Speck und Käse dabei. Aber später haben Günther und ich selbst bei unseren Zweitagestouren gar nichts mitgenommen. Wir haben damit gerechnet, dass wir irgendwo ein Rinnsal mit Wasser finden, das hat uns gereicht. In der besten Zeit waren wir in der Lage, drei Tage zu klettern ohne zu trinken und ohne zu essen, und zwar auf Teufel komm raus.“

Weitermachen

Nur deshalb sei es ihm überhaupt möglich gewesen, die Katastrophe am Nanga Parbat, seinem Schicksalsberg, zu überleben. Im Jahr 1970 bestiegen er und sein Bruder Günther bei nicht optimalen Wetterbedingungen den schwierigsten aller Achttausender. Beim Abstieg über die Diamirflanke kam Günther ums Leben. Reinhold gelangte erst nach sechs Tagen »mehr tot als lebendig und mit schweren Erfrierungen« wieder ins Tal. Der Verlust seines Bruders war die schwerste Zäsur in seinem langen Leben.

Seiner großen Leidenschaft, dem Extrembergsteigen, deshalb abzuschwören, kam ihm dennoch nicht in den Sinn. „Das hätte Günther nicht wieder lebendig gemacht“, sagt er. Schon ein Jahr nach der Tragödie kehrte an den Nanga Parbat zurück, 1978 bestieg er ohne Sauerstoffflaschen als erster Mensch den Mount Everest, und 1982 bezwang er gleich drei Achttausender hintereinander.

Neue Herausforderungen

Ob Messner von der Besteigung des K2, der Durchquerung der Antarktis oder seinem Fußmarsch durch die Wüsten Taklamakan und Gobi berichtet, immer klingt es so, als sei das erst gestern passiert. Haargenau hat er jedes Unterfangen im Kopf. Dabei hat er in den vergangenen Jahrzehnten

ten noch so viel anderes gemacht und sich immer neue Herausforderungen gesucht. Politiker, Autor, Filmemacher, Museumsgründer, Naturschützer, Bergbauer, Weingut- und Schlossbesitzer, all das war und ist der Freigeist auch.



Reinhold Messner und Peter Habeler (r.) waren 1978 die ersten Menschen, denen es gelang, den Mount Everest ohne Sauerstoffflasche zu besteigen.

Im Jahr 1983 etwa kaufte er das völlig verfallene Castel Juval im Vinschgau und restaurierte es von Grund auf. Ein paar Jahre später noch die zugehörigen Höfe in Ober- und Unterortl – und wurde zum begeisterten Bergbauern und Selbstversorger. Doch so eigenständig, unabhängig und selbstbestimmt leben zu können wie nur irgend möglich, ist seit jeher das Ziel des bekennenden Anarchisten.

Dass Messner genaue Vorstellungen davon hat, wie man Natur, Landwirtschaft, Kultur und Gastronomie schonend miteinander verbinden kann, versteht sich von selbst. Das seine Ideen nicht bei allen in der Region auf Anklang stoßen, auch. Am Oberortlhof, den inzwischen sein Sohn Simon übernommen hat, tummeln sich heute jedenfalls Schafe, Esel, Hühner und Pferde ebenso wie eine Ziegenherde und Schweine. Mit den Produkten des Hofes wird das Gasthaus „Schlosswirt“ beliefert. Und Wein und Schnaps kommen



Mitte der 1980er-Jahre brachte Reinhold Messner tibetanische Yaks in seine Heimat Südtirol. Noch heute finden Yak-Wanderungen mit dem Alpinisten im italienischen Sulden statt.



auch nicht von weit her, sondern von Messners Weingut Unterortl, das auf den steilen Hängen des Juvaler Hügels liegt. Immer wieder ist Messner dort auch selbst mit seiner dritten Ehefrau Diane anzutreffen. Wenn die beiden nicht gerade auf Reisen sind, leben sie in Meran, Mün-

chen oder auf Schloss Juval. Ebendort hat er die Luxemburgerin im Sommer 2018 auch kennengelernt.

„Kannst du kochen?“

Wie wichtig es diesem Mann ist, gut verköstigt zu werden das, erfuhr die damals 38-Jährige schon kurz nach ihrem ersten Rendezvous. „Kannst du kochen?“ war eine der ersten Fragen, die ihr Messner bei dem Abendessen in einem kleinen Restaurant in

Bruneck stellte. „Ja...“ lautete ihre verduzte Antwort. Mit seiner direkten Art konnte er die selbstbewusste Frau nicht verschrecken. Vor drei Jahren heirateten die beiden –



und Messner schätzt Dianas Kochkünste sehr, wie er sagt. „Allerdings genießen wir es auch, gut essen zu gehen. Das machen wir häufig. Ich denke, das habe ich mir mit meinen 80 Jahren verdient.“

Der Extrembergsteiger privat: Messner ist Vater von vier Kindern, hier mit seiner Tochter Magdalena. Diese verwaltet heute die sechs Messner Mountain Museen. Seit 2021 ist Messner mit seiner dritten Ehefrau Diane verheiratet. Gemeinsam haben sie es sich zur Aufgabe gemacht, das traditionelle Bergsteigen mit der »Messner Mountain Heritage« zu bewahren.

Text: Judith Hecht

Reiner Waldschmitt

REINHOLD MESSNER

Der Grenzgänger

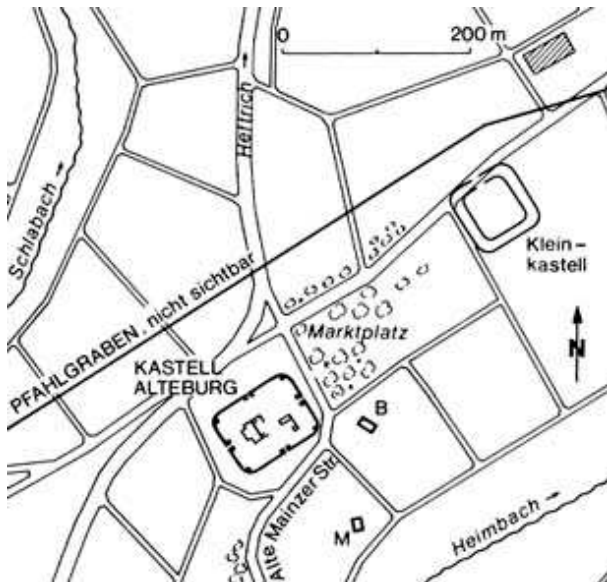
- Reinhold Messner zählt zu den erfolgreichsten Extrembergsteigern der Welt. Ihm gelangen viele Erstbegehungen, die Besteigung aller 14 Achttausender sowie der >>Seven Summits<< ohne zusätzlichen Sauerstoff. Er durchquerte die Antarktis, die Wüsten Gobi und Taklamakan sowie Grönland der Länge nach.
- Messner wurde 1944 in Brixen geboren und wuchs mit seinen acht Geschwistern in Villnöss auf. Schon mit fünf Jahren bestieg er mit seinem Vater seinen ersten Dreitausender. Bis 1964 absolvierte er über 500 Klettertouren in den Ostalpen.
- Nachdem er ein Jahr lang an einer Mittelschule unterrichtet hatte, entschied sich Messner 1969, sein Leben ganz dem Bergsteigen zu widmen. Im Juni 1970 nahm Messner mit seinem jüngeren Bruder Günther bei einer Nanga-Parbat-Südwand-Expedition teil. Bei dem Abstieg kam Günther ums Leben.
- Seit den 1980er-Jahren engagiert sich der Südtiroler politisch. 1999 wurde er als parteiloser Kandidat für die Grünen Südtirols für fünf Jahre in das Europäische Parlament gewählt.
- Im Juni 2006 eröffnete Messner den ersten Standort seines Messner Mountain Museums auf der Festungsanlage Schloss Sigmundskron. Mittlerweile gibt es fünf weitere Ausstellungsorte in Südtirol. Mit seiner Stiftung Messner Mountain Foundation versucht er, Bergvölker im Himalaya, Karakorum, Hindukusch, in den Anden oder im Kaukasus zu unterstützen.
- Messner hat viele Dokumentar- und Spielfilme über seine Erlebnisse in den Bergen produziert. Er hat über 80 Bücher über seine Expeditionen, Grenzgänge, aber auch über seine Haltung zu Natur und Umwelt verfasst. Er bezeichnet sich selbst als Erzähler und ist als gefragter Vortragender ständig auf Reisen.
- Reinhold Messner hat vier Kinder. Er lebt heute mit seiner dritten Frau Diane in Meran, München und auf Schloss Juval. Am 17. September 2024 feiert er seinen 80. Geburtstag.



Das Numeruskastell Heftrich (Alteburg)

In dieser Ausgabe des Westerbach-Blatts setze ich die Reihe über den Limes in unserer Heimat fort. Diesmal möchte ich das Numeruskastell Heftrich (Alteburg) vorstellen. Das nahe gelegene Dorf Heftrich ist ein Stadtteil von Idstein und hat etwa 1.600 Einwohner. Es liegt an der Verbindungsstraße von Vockenhausen nach Esch durch den Taunus.

Etwa 1,5 km südlich von Heftrich liegen unter einem Acker die Grundmauern des Numeruskastells Alteburg, von dem heute an der Oberfläche nichts mehr zu sehen ist. Direkt daneben findet unter einer weithin sichtbaren Gruppe schöner, alter Linden seit „undenklichen Zeiten“ dreimal im Jahr der Alteburger Markt statt, und zwar jeweils donnerstags nach Pfingsten, Jakobus und Bartholomäus.



Das kleine Steinkastell (0,7 ha) hat sein Haupttor in Richtung Osten – gegenüber dem Marktplatz – und nicht wie üblich in Richtung Limes, der nordwestlich in gut 100 m am Kastell vorbeiführt.



*Der Alteburger Markt bei Heftrich (von Nordwesten).
Rechts davon befand sich das Kastell*

Das ist kein Zufall, denn die ältere Forschung nahm an, dass der Alteburger Markt auf einen römischen Markttag (nundinae) zurückgeht. Doch das ist unwahrscheinlich.

Im Mittelalter war in der Kastellruine eine Klausen und eine Kapelle errichtet worden. Dafür und später auch für den Ort Heftrich sind immer wieder Steine aus der Alteburg gebrochen und zum Bau verwendet worden, bis schließlich alles abgetragen war.

Das Steinkastell Alteburg ist erst nach der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. entstanden, gleichzeitig mit den Numeruskastellen Feldberg und Kemel. Es gibt Hinweise dafür, dass seine Besatzung (ein Numerus entspricht einer Einheit von etwa 150 Mann) aus Einheimischen bestand. Das Kastell war bis zum Fall des Limes um das Jahr 260 n. Chr. besetzt.

Seine Lage bei Heftrich wurde dadurch bestimmt, dass hier ein alter Weg den Limes kreuzte. Im Mittelalter als Alte Mainzer Straße bekannt, zog er von Süden über die flache Passhöhe des Taunus, überschritt hier den Limes und führte in nördlicher Richtung durch den Goldenen Grund nach Limburg.

Auf dem Bild rechts ist eine Bacchantin aus Bronze zu sehen, die als Bekrönung an einer Dreifußstrebe angebracht war und bei Ausgrabungen im Kastell Heftrich gefunden wurde.



Heftrich ist uns Nikolauswanderern in guter und lustiger Erinnerung. Häufig sind wir dort ins „Gasthaus zum Taunus“ eingekehrt. Auf die Frage unseres Wanderfreunds *Heribert Ambré* an den Wirt, ob er auch die Porta Nigra kenne, antwortete dieser sinngemäß: „Ja, natürlich, die hatte ich schon einmal vor längerer Zeit als Freundin.“ So hat sich das Wissen von den Römern und ihrem Aufenthalt in unserer Heimat bis in die heutige Zeit bewahrt, wenn auch mit einigen Ungeheimheiten.

Dr. Reimund Mink



Auf Hydra geht das Leben gemächlich seinen Gang. Kein Flughafen, keine Autos, kein Nachtleben. Trotzdem ist das zu den Saronischen Inseln gehörende Mini-Eiland ein angesagtes Reiseziel

– für die Bewohner von Athen und auch für ein internationales Publikum.

Warum nicht einmal die Insel besuchen, auf der in den 1960er Jahren *Greta Garbo* und die *Callas* im Badeanzug am Strand posierten, *Gunter Sachs* und *Onassis* ihre Yachten ins Hafenbecken steuerten, *Henry Fonda* und *Juan Carlos* gemeinsam Ouzo im Kafeneion am Anleger tranken, und *Leonard Cohen* als unbekannter junger Dichter mit seiner *Marianne* nach Hydra kam, sich ein Haus in den Hügeln kaufte und dort einige seiner Welthits komponierte?

So dachte ich, und zwar an einem Samstagmorgen nach einer stressigen Arbeitswoche. Eigentlich hätte ich an meinem Bericht weiterarbeiten sollen, denn am Sonntagabend erwartete mich die übliche Gesprächsrunde mit Fragen zum Fortschritt bei der Arbeit. Aber der Reiz, einmal Hydra kennenzulernen, war einfach zu groß. Und so machte ich mich auf den Weg.



Die Hafeneinfahrt auf Hydra

Hydra ist von Athen aus leicht und in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erreichen. Die Fahrt mit dem Flying Dolphin dauert vom Hafen Piräus aus gerade einmal anderthalb Stunden. Sieht man Hydra aus der Ferne, könnte man meinen, hier nicht etwa eine der angesagtesten Inseln Griechenlands, sondern nur einen langgezogenen und in seiner schroffen Kargheit eher wenig

einladenden Felsklotz vor sich zu haben. Nähert man sich dann aber allmählich dem Hauptort und fährt vorbei am stolzen Bau des Inselmuseums und dem Gebäudekomplex der Familie *Tsamadon* schließlich in den Hafen ein, bietet sich ein ganz anderes Bild. Sogleich wird man in die einzigartige Atmosphäre hineingezogen, die dort herrscht. Große und kleine Schiffe, rotweiße Wassertaxis, noble Yachten und einfache Fischerboote füllen einträchtig das Hafenbecken, um das sich die belebte, bunte Promenade zieht.

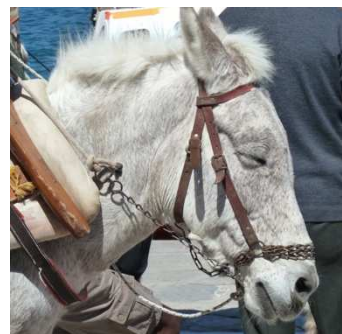
Unsere Fähre legt nur ein paar Meter vor den Cafés an, die das hufeisenförmige Hafenbecken säumen. Neuankömmlinge rufen nach einem Taxi, um schnell zum Hotel zu fahren und ihre Reisebekleidung gegen ein lässiges Insel-Outfit zu tauschen – doch leider vergeblich. Denn auf Hydra gibt es nur Esel und Maultiere, die Lebensmittel, Baumaterial und die Koffer der Ferien-



Am Hafen, mit Kimisis Theotokou (Glockenturm)

gäste den Hang hinauf bis zu den kubistisch verschachtelten Häuschen und überraschend prächtigen Villen transportieren.

Künstler haben sich in die kleine Insel verliebt. Spätestens nachdem die Athener Kunstakademie im Jahr 1936 auf Hydra eine Zweigstelle einrichtete, geriet die Insel ins Visier von Künstlern und Intellektuellen. Die Bekanntheit des hier lebenden Malers *Nikos Ghikas* tat noch das Ihre dazu. Und so zog es schließlich *Marc Chagall* ebenso nach Hydra wie *Henry Miller*. *Giorgos Seferis* war genauso zu Gast wie *Odysseas Elytis*. *Brice Marden* zog sich hierher zurück, und *Leonard Cohen* erwarb ein Haus im Dorf Kamini.



Zwei Filme vor allem waren es, welche die Insel in den 1950er Jahren ins Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit rückten: „Das Mädchen in Schwarz“ von *Michalis Kakogiannis* und „Der Knabe auf dem Delphin“ mit *Sophia Loren*. Danach dauerte es nicht lange, bis der internationale Jetset Hydra für sich entdeckte. Und allmählich entwickelte sich der Tourismus zum wichtigsten Wirtschaftszweig der Insel.

Dabei wurde aber stets penibel darauf geachtet, die Besonderheit der Insel zu bewahren. Dass sie unter Natur- und Denkmalschutz gestellt wurde, ist da schon fast eine Selbstverständlichkeit. Verboten sind nicht nur Autos, sondern auch Satellitenschüsseln und Plastikstühle, von Leuchtreklamen ganz zu schweigen. Die Hydrioten meinen es auch heute noch tatsächlich ernst mit ihrem einmal eingeschlagenen Weg, selbst wenn man außerhalb des Ortes schon auch das eine oder andere Fahrzeug entdecken kann.

In eigentümlichem Gegensatz zu den natürlichen Gegebenheiten scheint der Name der Insel zu stehen. Ebenso wie ihre antike Bezeichnung *Hydra* lässt dieser sich offensichtlich von dem Wort „hydor“ (altgriechisch: „Wasser“) herleiten. Hydra aber ist so wasserarm, dass das benötigte Trinkwasser tagtäglich mit einem Schiff herbeigeschafft werden musste. Seit 2014 versorgt eine Entsalzungsanlage einer privaten Firma bei *Mandraki* die Insel mit hochwertigem Trinkwasser.

In der Mitte der Hafenpromenade erhebt sich elegant der marmorne Glockenturm der Hauptkirche Hydras, die der Entschlafung Mariens geweiht ist. Das ehemals zugehörige, ins 17. Jahrhundert zurückreichende Kloster beherbergt heute ein kleines Museum für Kirchenkunst. In reizvollem Kontrast zum Trubel an der Hafenmole stehen die ruhigen, oft kleinen und verwinkelten Gassen und Treppenwege, die sich gleich im Anschluss durch den liebevoll

gepflegten Ort schlängeln. Ein besonderes Augenmerk verdient hier neben der Apotheke *Rafaliá* mit ihrer erhaltenen Innenausstattung des späten 19. Jahrhunderts unter anderem das nochmals 100 Jahre ältere Haus des Reeders *Lazaros Koundouriotis*, das von der Historischen und Ethnologischen Gesellschaft Griechenlands als Museum zugänglich gemacht worden ist. Die Dependence der Athener Kunstakademie befindet sich im herrschaftlichen Haus der Familie *Tombazis* westlich oberhalb des Hafens.

Eingebettet ist das Ganze in eine außerordentlich pittoreske Kulisse. Wie ein Amphitheater ziehen sich die häufig weißgetünchten Häuser mit ihren roten Ziegeldächern an den das Hafenbecken umfangenden Hängen empor. Eindrucksvolle Akzente setzen dazwischen immer wieder machtvolle, aus dunklerem Stein errichtete Herrenhäuser. Dieses Neben- und Miteinander verleiht dem Erscheinungsbild Hydras seinen ganz besonderen, unverwechselbaren Charakter.

Aber nicht allein der Hauptort lädt zu Spaziergängen ein. So führt beispielsweise vom Hafen aus unmittelbar oberhalb der Küstenlinie ein bequemer Weg nach *Kamini* mit seinen hübschen Tavernen. Von dort aus kann man der Felsenküste weiter folgen bis zur Feriensiedlung *Vlichos* und dann vorbei an weiteren Ferienhäusern hin zum Strand von *Plakes*. Verlässt man den Hafen in die entgegengesetzte Richtung nach Osten, erreicht man über eine an der felsigen Küste entlangführende Zementpiste *Mandraki*, den alten Kriegshafen von Hydra, in dem mittlerweile eine größere Hotelanlage eingerichtet wurde.

Etwas anstrengender ist der Anstieg vom Hafen hinauf zum Kloster *Profitis Elias* (1,5 Stunden Fußweg). Er führt längere Zeit durch einen wunderbaren Kiefernwald und hält stets herrliche Ausblicke in die Landschaft und auf den



Enge verwinkelte Gassen auf Hydra



Im Innern der Insel



Der marmorne Glockenturm

Hauptort hinab bereit. Überwältigend ist schließlich das Panorama, das sich von der Höhe des Klosters selbst bietet. Weit schweift das Auge hinaus aufs Meer mit den dort liegenden Inseln und hinüber zur Küste des Peloponnes. Die Mühen des Anstiegs sind so schnell vergessen.

Für den Badefreund ist Hydra gewiss nicht das ideale Ziel, da gibt es anderswo bessere Strände. Wer sich aber vom Flair des Hafenorts gefangen nehmen lassen und die landschaftlichen Schönheiten der Insel erkunden möchte, der kommt hier ganz ohne Zweifel voll auf seine Kosten.

Etwas Geschichte

Hydra erlebte im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert den Höhepunkt seiner wirtschaftlichen Blüte und etablierte sich neben Spetses und Psara als eine der drei berühmten „Reederinseln“ Griechenlands. Dabei profitierte man von der politischen Großwetterlage. Insbesondere der im Jahr 1774 zwischen Russland und dem Osmanischen Reich geschlossene Friedensvertrag von Küçük Kainarca sowie das im Jahr 1783 von beiden Mächten vereinbarte Handelsabkommen von Aynalı Kavak schufen hervorragende Bedingungen für die griechischen Schiffe, die damals im Wesentlichen den Handel und Warentransport im östlichen Mittelmeer besorgten. Die Osmanen waren gezwungen, ihnen den Zugang zum Schwarzen Meer zu ermöglichen, was den Griechen den ausschließlichen Zugriff auf den Getreideexport aus der Ukraine sicherte. Überdies erhielten sie die Berechtigung, unbeschränkt unter russischer Flagge zu fahren.

Beförderten allein schon diese Zugeständnisse den Gewinnzuwachs in ungeahntem Ausmaß, so vergrößerten die Hydrioten ihr Vermögen zudem mit einem wagemutigen Unterlaufen der britischen Seeblockade gegen *Napoleon* im westlichen Mittelmeer. Unmittelbarer Ausdruck des so erwirtschafteten Reichtums sind die in der Zeit um 1800 von genuesischen und venezianischen Architekten gebauten Herrenhäuser, die im Hauptort der Insel noch heute von der damaligen Größe künden. Die einstigen Besitzer waren

Familien, deren Namen in Griechenland nach wie vor ein besonderer Klang anhaftet: *Koundouriotis*, *Tombazis*, *Voulgaris* und *Kriezis* und andere. Mehr als 20.000 Menschen sollen zur Zeit der höchsten Blüte auf der Insel gelebt haben, und ihre Häfen boten einer beeindruckenden Flotte Schutz.

Gerade diese Flotte war es, der Hydra seine herausragende Rolle im griechischen Freiheitskampf verdankte. Gemeinsam mit den Kontingenten von Spetses und Psara bildete sie eine Seemacht, die ganz entscheidend zum erfolgreichen Gelingen der Erhebung beitrug. Hatten die Hydrioten, als der Aufstand Ende März 1821 ausbrach, anfangs auch noch gezögert, griffen sie doch bald schon energisch in das Kampfgeschehen ein. Oberbefehlshaber der griechischen Flotte wurde im weiteren Verlauf der Entwicklung der von Hydra stammende *Andreas Miaoulis*, dem zu Ehren jedes Jahr Ende Juni das Hauptfest der Insel (Miaoulia) begangen wird. Im Kampf gegen die Türken galt Hydra als Trutzburg, und der auf Seiten der Besatzer kämpfende ägyptische

General *Ibrahim* bezeichnete die Insel 1825 anerkennend gar als „Klein-England“.

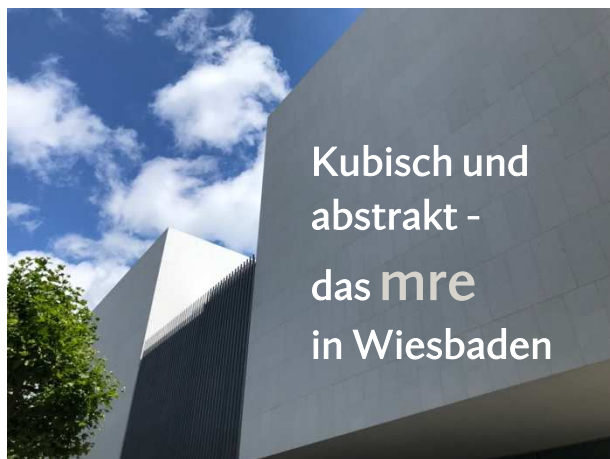
Nach dem Ende des Befreiungskrieges waren Hydrioten wiederholt in Schlüsselpositionen der griechischen Politik tätig. Mehrfach stellte die Insel nicht nur Minister, sondern auch Ministerpräsidenten, 1924 nach vorübergehender Beseitigung der Monarchie sogar den ersten Staatspräsidenten des Landes. Wirtschaftlich dagegen gelang es Hydra nicht, an die früheren Erfolge im Seehandel anzuknüpfen. Die Kämpfe hatten die Ressourcen weitgehend erschöpft, und besonders der zusehends größer werdenden ausländischen Konkurrenz war man kaum mehr gewachsen. So verließen denn auch zahlreiche Bewohner die Insel, um ihr Glück anderswo, beispielsweise in Athen oder in Piräus zu suchen. Auf Hydra selbst wandte man sich dagegen verstärkt der Schwammfischerei zu, einer Tätigkeit, die noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die zentrale Existenzgrundlage darstellen sollte. Erst das Aufblühen des Tourismus schuf für das Leben der Inselbewohner wieder eine völlig neue Basis.

Dr. Reimund Mink



Stadt, Meer und Land

BUCH, KUNST UND MUSIK



Er gilt als „der Amerikaner“ der japanischen Architektur-Szene. Nun hat er in Wiesbaden mit einem minimalistischen Museumsbau sein Vermächtnis geschaffen. Fumihiko Maki starb wenige Tage vor der Eröffnung des „Museums Reinhard Ernst“ („mre“) in Wiesbaden im Alter von 95 Jahren. Das Museum zeigt alle Qualitäten der sensiblen Architektur Fumihiko Makis. Es bildet den Abschluss des reichen Schaffens dieses herausragenden Baumeisters aus Japan.

Bald nachdem der Tsunami 2011 die Küste im Nordosten von Japan verwüstet hatte, boten einige japanische Architekten an, sich ohne Honorar, aber mit frischen Ideen am Wiederaufbau der Region Tohoku zu beteiligen. Die zeitgenössische japanische Architektur hat dadurch eine



*Fumihiko Maki in Shekou, Shenzhen, im Jahr 2017
South China Morning Post*

dauernde Wendung genommen, hin zu einer „weichen“ und „warmen“ Architektur, wie sie zur Omote-nashi-Kultur Japans passt – einladend, mit gedämpftem Licht und haptisch angenehmen Oberflächen.

Auch der japanische Meisterarchitekt Fumihiko Maki aus Tokio hat sich

beim Wiederaufbau der Region nördlich von Fukushima verdient gemacht, seine Architektur jedoch nicht dauerhaft verändert. Er blieb seiner nüchtern-metallischen, feinen Eleganz treu. Das

beweist das neue Museum Reinhard Ernst (mre) in Wiesbaden, das *Maki* um eine private Sammlung abstrakter Kunst herum entworfen hat.

Der Architekt hatte den Stifter, Unternehmer, Philanthropen und Kunstkenner *Reinhard Ernst* beim Entwurf des Hauses der Hoffnung in Natori in der Präfektur Miyagi 2012 näher kennengelernt. Zuvor hatten der japanische Altmeister und der Unternehmer aus Hessen zum ersten Mal zusammengearbeitet beim Bau des Triad Building, *Ernsts* Geschäftshaus in Nagano in den japanischen Alpen. In Natori hingegen ging es um ernstere Themen: In der Stadt waren fast tausend Einwohner ums Leben gekommen, und der Unternehmer fühlte sich Japan so verbunden, dass er dort ein Gemeinschaftshaus für die Bürger errichten ließ – nach dem Entwurf von *Maki* und in Holzbauweise.

In Wiesbaden hingegen, wo das neue Museum Reinhard Ernst oder „mre“, wie es genannt wird, in bester Innenstadtlage an der Wilhelmstraße 1 gebaut wurde, ist von Holz oder warmen Materialien nichts zu sehen. *Maki* ist wieder auf den gestalterischen Pfad zurückgeschwenkt, der ihn zu Weltruhm führte: Schon in den sechziger Jahren galt er als „der Amerikaner“ der japanischen Baukunst-Szene. In den USA hat er studiert, unterrichtet und gebaut und war auch sprachlich und kulturell über sieben Jahrzehnte hinweg Nordamerika verbunden. Zu *Makis* berühmtesten Museumsbauten zählt neben dem Spiral Building in Tokio das Yerba Buena Center in San Francisco.

Imposanter Farbtupfer

Das Museum in Wiesbaden zeigt alle Qualitäten von *Makis* sensibler Architektur für die Kunst. „Menschen und ihr Erleben von Kultur“ hätten bei seinem Entwurf des Museums im Mittelpunkt gestanden, sagte *Maki*. An prominenter Stelle am Rand des Zentrums der Kurstadt neben dem Museum Wiesbaden gelegen, fügt sich der Neubau durch Volumen, Maßstab und Proportionen in den historischen Kontext ein. Das Foyer ist öffentlich zugänglich und liegt einladend auf Straßenniveau. Die Ausstellungsflächen auf zwei Etagen kragen über einem gläsernen Sockel weit aus. Die Wandelhalle geht nahtlos in einen Innenhof über, um den herum sich der Veranstaltungssaal und das Restaurant „Rue 1“ befinden.

Einen imposanten Farbtupfer in das Foyer bringt ein großes Glaskunstwerk von *Katharina Grosse*. In den Tsubo-Niwa, den kleinen Hofgarten, wurde als Kontrapunkt zur orthogonalen

Umgebung ein schöner Fächerahorn gepflanzt. Im gläsernen Atrium steht die dreiteilige Cortenstahl-Skulptur „Buscando la luz III“ („Auf der Suche nach dem Licht“) von *Eduardo Chillida*. Kunst und Natur finden hier nicht nur symbolisch zusammen.

In die Abfolge der Ausstellungsräume hat *Maki* Terrassen und Fenster angeordnet, die eine reizvolle Verschmelzung von Innen und Außen erlauben. Die Terrassen sind teilweise mit vertikalen Alu-Lamellen halb umschlossen, die in Japan *Senbon-goshi* („tausend Leisten“) genannt werden und elegantes Streiflicht auf die Fassaden werfen. Das dezente Spiel mit Licht und Schatten bestimmt auch die Galerien. Das Tageslicht erhellt zwar die Räume, aber nicht die Kunstwerke.

Aus- und Einblicke

Immer wieder lenken Sichtachsen die Blicke der Besucher auf die Stadt und in den Innenhof. Diese Ausblicke sind wie gerahmte Momentaufnahmen. Am Hof beginnt der Rundgang durch die zum Teil dreizehn Meter hohen, schlohweißen Ausstellungsräume. Innen- wie Außenwände



sind mit Bethel-Granit aus Vermont verkleidet. Der Parcours umfasst neun Säle unterschiedlicher Proportionen.

Makis Entwurf basiert auf dem japanischen Begriff „Oku“. Bei diesem Konzept führt die Erschließung zu einem Ort, der „tief

und verborgen im Inneren liegt“. Das Wort kann nicht nur „privat“ und „intim“ bedeuten, sondern auch „erhaben“, „heilig“ und „tiefgründig“. Wie durch „Schichten einer Zwiebel“ gelangen Besucher des Museums für abstrakte Kunst zum Herzen des Hauses, den Ausstellungsräumen, die rings um den Innenhof herum arrangiert sind.

Zwischen den vier Hauptvolumen, die wie Quadranten in den Ecken des Grundstücks liegen, gibt es mehrere Einschnitte und Dachterrassen. Wie bei *Schinkels* Altem Museum in Berlin werden die inszenierten Blicke in die Stadt als Pendant zum Kunstgenuss eingesetzt. Das Phänomen des „Oku“ offenbart sich erst, wenn man sich bewegt. „Die menschliche Neugier verlangt

es, weiterzugehen und zu suchen. ‚Oku‘ ist der Antrieb, der Menschen zwingt, ihre Reise zu Ende zu bringen“, so umschrieb *Maki* dieses japanische Raumkonzept.

Mit Antrieben machte der Stifter *Reinhard Ernst* sein Vermögen. Aus Eppstein stammend baute er in Limburg zwei Firmen auf: die Harmonic Drive AG sowie die OVALO GmbH. Von dort aus ließ er präzise elektrische Antriebe in Japan, den USA und Europa herstellen – und trug später auch aus diesen drei Weltregionen seine Sammlung abstrakter Kunst zusammen.

Das Ehepaar *Reinhard und Sonja Ernst* lebt seit dem Jahr 2000 in Wiesbaden. Die Eröffnungsausstellung „Farbe ist alles!“ zeigt 60 Werke aus der Sammlung und illustriert die Verbindungen zwischen europäischen, amerikanischen und japanischen Künstlern des abstrakten Expressionismus und des Informel.

Zwei Schwerpunkte der fast tausend Werke zählenden Kollektion liegen bei Werken der 1954 in Osaka gegründeten *Gutai*-Gruppe und der New York School um *Hans Hofmann*. Dessen Schülerin, die amerikanische Farbfeldmalerin *Helen Frankenthaler*, ist der erklärte Liebling des Sammlers. Aber auch das größte Werk der Schau, der zwanzig Meter breite „Formation Stream“ von *Toshimitsu Imai*, kann in den neuen Räumen des Museums überzeugend präsentiert werden.

Das Museum in Wiesbaden wirkt kubisch und abstrakt. Das war naheliegend angesichts der Aufgabe, abstrakte Kunst zu präsentieren. Die hohe Qualität der Bauausführung macht aus dem Wiesbadener Museum ein reifes Alterswerk von *Maki* und stellt zugleich sein Vermächtnis dar.



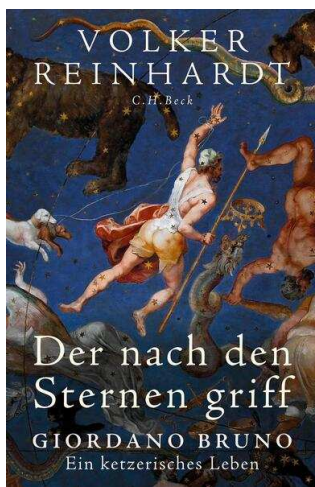
*Richard Diebenkorn,
Albuquerque #7, 1951*



*Shozo Shimamoto,
Palazzo Ducale 11, 2008*

Dr. Reimund Mink

Dem Denken keine Grenzen setzen



Das Denken sei unbegrenzt, davon war der Dominikanermönch *Giordano Bruno* überzeugt. In einer brillanten Biografie schildert der Historiker *Volker Reinhardt* das Leben eines Intellektuellen, der seiner Zeit fremd war.

Einer wie er musste auf dem Scheiter-

haufen landen, in einer Zeit, wo es nur auf den rechten Glauben ankam. Den hatte *Giordano Bruno* nicht. Von Dogmen hielt er nichts, kein Sakrament war ihm heilig, und wenn die Lehren der Kirche mit der Vernunft in Konflikt gerieten, stand er selbstverständlich auf der Seite der Vernunft. Dem Denken dürften keine Fesseln angelegt werden, das war seine tiefe Überzeugung. Und was man denken konnte, das musste man auch sagen dürfen.

Für diese Haltung büsste *Giordano Bruno* mit dem Leben. Am 17. Februar 1600 wurde er wegen Ketzerei verbrannt. In Rom, auf dem Campo de' Fiori. Ein Justizmord, wie *Volker Reinhardt* in seiner neuen Biografie *Giordano Brunos* bilanziert: ein Exempel, das die Inquisition statuierte. Für die Pilger, die im heiligen Jahr nach Rom strömten. Und das Ganze nach einem Prozess, in dem die Verfahrensregeln bedenkenlos gebrochen worden waren, wie *Reinhardt* aus den Akten und neu entdeckten Dokumenten rekonstruieren kann.

Freidenker verehren *Giordano Bruno* heute als Helden, der für die unbegrenzte Freiheit des Denkens kämpfte. Für die Kirche ist er noch immer ein Stachel im Fleisch. Seine Schriften standen bis in den 1960er Jahren auf dem Index der verbotenen Bücher. Im Frühling 2000 räumte Papst Johannes Paul II. ein, das Todesurteil gegen Bruno sei als Unrecht zu betrachten. Das musste genügen. Die Kommission, die den Fall bearbeitet hatte, hielt ausdrücklich fest, Giordano Brunos Ideen seien mit der christlichen Botschaft nicht vereinbar. Anders als Jan Hus oder Galileo Galilei wurde er nie vollständig rehabilitiert.

Meuterei, Verrat und Mord

Die „Wager“ gehörte zur Kriegsflotte des Königs von England. Doch ein stolzes Schiff war sie nicht. Ein Kreuzer, nur notdürftig umgebaut, instabil. Eigentlich eine Fehlkonstruktion, wie der Kapitän der Admiralität meldete.

Um sie zu stabilisieren, wurden im Rumpf Gusseisen und Steine verbaut. Doch das sollte nicht viel helfen. Die Mannschaft bestand zum großen Teil aus zwangsverpflichteten Matrosen. Einzelne waren verschleppt worden, unter den Seeleuten waren Alte und Kranke. Den Stürmen von Kap Hoorn vermochte die „Wager“ nicht standzuhalten. Vor der Küste Patagoniens geriet sie in ein schreckliches Unwetter. Am 14. Mai 1741 lief sie auf ein Riff. Der Mast war gebrochen, ein Anker hatte sich losgerissen und ein Loch in den Rumpf geschlagen. Das Wasser drang ungehindert ein, Dutzende von Seeleuten ertranken, geschwächt von Skorbut und den Strapazen der Reise.

Immerhin, etwas über hundert Menschen konnten sich retten. Auf eine kleine Insel, auf der das Überleben alles andere als einfach war. Es gab wenig Süßwasser und außer Disteln und Seegras kaum etwas zu essen.

Was auf der Insel geschah, wurde später Gegenstand eines Prozesses. Die Schiffbrüchigen erreichten nach ein paar Monaten Brasilien. Kurze Zeit später landeten in Chile drei weitere Seeleute der „Wager“ und klagten die Geretteten wegen Meuterei an.

Der amerikanische Journalist *David Grann* hat den Untergang der „Wager“ minutiös recherchiert. Anhand von Logbüchern und Tagebuchnotizen von Beteiligten. Das liest sich wie ein Roman. Man blättert atemlos von Seite zu Seite.

Die Geschichte der „Wager“ ist ein Lehrstück über Meuterei, Verrat und Mord. Und über ein Gerichtsverfahren, in dem es nicht darum ging, die Wahrheit zu finden, sondern die Ehre Englands zu wahren.



Dr. Reimund Mink

Eine Männerfreundschaft

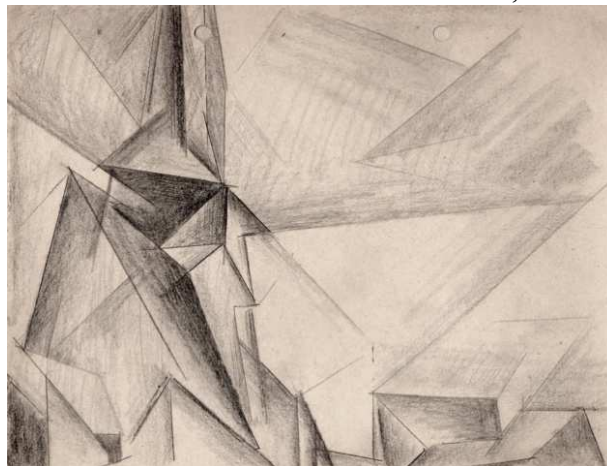
Als „Naturstudien“ bezeichnete der Bauhauskünstler *Lyonel Feininger* (1871-1956) seine mit Bleistift auf Papier angefertigten Skizzen von allem, was ihm ins Auge fiel - von einer Dorfkirche in Thüringen bis zu den Wolken über der Ostsee. Er begann mit diesen schnell auf Papier gebrachten Zeichnungen als Student in Berlin in den 1880er Jahren und vervollkommnete diese Technik während seines Paris-Aufenthaltes im Winter 1892-93. Damals besuchte er Kurse für das Aktzeichnen an der Académie Colarossi und der Académie Delécluse. Die Naturstudien dienten als ständige Schulung von Auge und Hand und bildeten die Grundlage für sein späteres Werk.



Lyonel Feininger, Ouville-la-Rivière, 1906, Bleistiftzeichnung

Feininger schuf viele solcher Naturstudien. Er datierte sie fast immer und notierte oft die Namen der Dörfer, die er gerne skizzierte. Selten aber signierte er sie. Er ordnete sie in Mappen und schuf so ein Archiv, in dem er sowohl eine erst kürzlich oder eine bereits vor Jahrzehnten entstandene Skizze wiederentdecken konnte, die ihn zu einem Druck, einem Aquarell oder einem Gemälde inspirierte.

Die hier vorgestellten Naturstudien basieren auf seinen Besuchen in der Normandie, an der



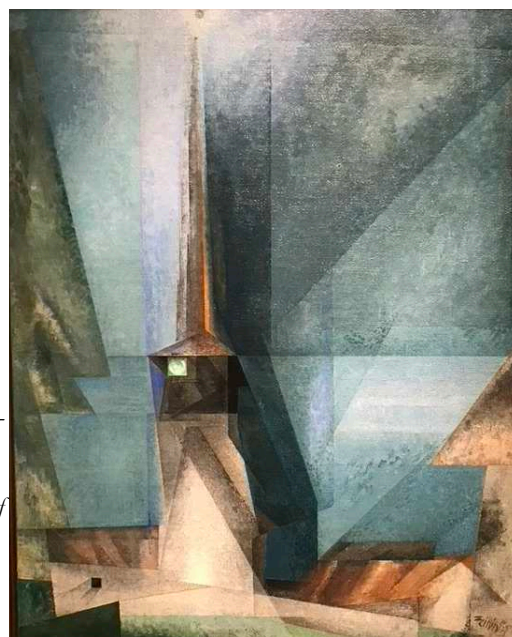
Lyonel Feininger, Gelmeroda, ca. 1914, Bleistiftzeichnung (links) sowie Gelmeroda XIII, 1936, Öl auf Leinwand (rechts), The Metropolitan Museum of New York



Lyonel Feininger, Ostseeküste, 1911, Bleistiftzeichnung

Ostsee, in Braunlage sowie in Thüringen. Sie spiegeln *Feiningers* Vielseitigkeit als Zeichner wider, denn sie reichen von der Darstellung von Heuschobern in der Normandie in einem an Monet erinnernden Stil über eine kubistische Darstellung der Kirche von Gelmeroda (ein Thema, auf das er immer wieder zurückkam) bis hin zu detailreichen Darstellungen einer belebten Seebrücke und der Wolkenmuster über der Ostsee, die er als Grundlage für unterschiedliche Gemälde verwendete.

„Ich habe fast dreißig Jahre lang Zeichnungen und Studien nach der Natur angefertigt (obwohl ich nie direkt nach der Natur gemalt habe) Ich habe fast ungeahnte Naturphänomene der Lichtbrechung, der Perspektive (aber nicht die, die in Büchern gelehrt wird!) sowie der Koordination und der harmonischen Darstellung von Massen gemeistert“ schrieb er am 28. September 1916 an seinen Freund *Alfred Kubin*.



Eine andere lange und enge Männerfreundschaft verband *Lyonel Feininger* mit *Alois J. Schardt* (1889-1955). Sie begann, als *Schardt* als Assistent in der ägyptischen Sammlung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin tätig war und sich für das Bauhaus interessierte. Auf der Suche nach Kontakten zu den Künstlern dieser Bewegung wandte sich *Schardt* im Jahr 1919 an *Feininger*. Vier Jahre später, im Jahr 1923, wurde *Schardt* Direktor der



Lyonel Feininger (1871–1956),
Waldhäuser im Harz, 1917, Bleistiftzeichnung

Neuen Schule in Hellaau, wohin *Feininger* seine Söhne *Laurence* und *T. Lux* schickte. Im Jahr 1926 wurde *Schardt* Direktor des Museums in der Moritzburg in Halle an der Saale. Dort baute er eine Sammlung moderner Kunst auf, für die er mehrere Werke von *Feininger* erwarb. Außerdem empfahl er dem Oberbürgermeister von Halle den Künstler für die Anfertigung „eines“ „Stadtbildes“, das dem Regierungspräsidenten in Magdeburg überreicht werden sollte. *Feininger* arbeitete von 1929 bis 1931 an diesem Auftrag und wohnte bei *Schardt* und seiner Familie. Es war für ihn eine äußerst fruchtbare Zeit, in der er schließlich elf Gemälde sowie zahlreiche Zeichnungen und Aquarelle mit Stadtansichten von Halle – „die Halle-Bilder“ schuf.

Im Jahr 1933 stand das hallesche Museum im Zenit seines Ruhmes und konnte nach dem Museum Folkwang in Essen und dem Berliner

Kronprinzenpalais die bedeutendste Sammlung deutscher zeitgenössischer Kunst aufweisen. *Alois J. Schardt* träumte von einem Museumsneubau. Er sollte Teil des großen Stadtkronprojektes sein, für das 1927 ein prominent besetzter Wettbewerb ausgelobt wurde, dessen Verwirklichung jedoch nie zustande kam.

Die Zeit nach 1933 brachte schließlich auch der Moritzburg die große Katastrophe: Im Zuge der Aktion „Entartete Kunst“ von 1937 beschlagnahmt und schließlich zur „Verwertung“ preisgegeben, ging dem Museum nahezu sein gesamter Schatz der Moderne verloren: über 60 Gemälde und mehr als 120 graphische Arbeiten. Kaum etwas von den verlorenen Meilensteinen der damals zeitgenössischen Kunst gelangte nach Halle zurück; das meiste befindet sich heute in anderen deutschen und amerikanischen Museen.

Alois J. Schardt hatte die Moritzburg nicht retten können. Zwar Mitglied der NSDAP und überzeugter Anhänger der Theorie vom „nordischen Expressionismus“ – in Fortsetzung romanischer und gotischer Kunst –, trat er im Jahr 1933 in der Nationalgalerie in Berlin die Nachfolge des entlassenen Direktors *Ludwig Justi* an, doch ging auch sein Eintreten dort für die Moderne den Machthabern zu weit. Schon im November 1933 wurde er entlassen.

Schardt kehrte nach Halle zurück und propagierte dort ebenfalls die moderne Kunst. Seine Weigerung, in seinem Museum die Moderne auszusondern, führte im Jahr 1936 zu seiner Pensionierung. Seine im selben Jahr erschienene *Franz Marc*-Monografie mit Werkverzeichnis, die er mit *Marc*'s Witwe, *Maria Marc*, verfasste, wurde wenig später verboten. Im Jahr 1937 wurde ihm schließlich die Lehrerlaubnis entzogen.

Lyonel Feininger war in den letzten

Jahren der Weimarer Republik, nicht zuletzt durch zahlreiche prominente Museumsankäufe und Ausstellungen, wie die Retrospektive zu seinem 60. Geburtstag in der Berliner Nationalgalerie, zu einem der bekanntesten und am meisten

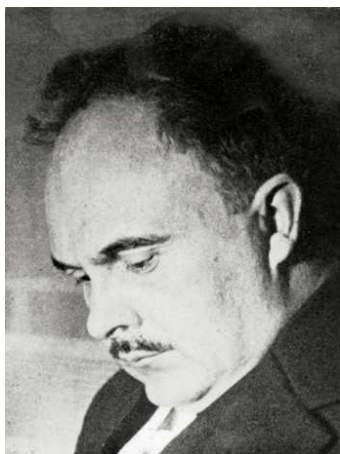


Lyonel Feininger, *Der Dom in Halle (Saale)*, 1931, Öl auf Leinwand,
Kunststiftung Sachsen-Anhalt, Kunstmuseum Moritzburg Halle (Saale)

gefeierten Künstler aufgestiegen. Er begrüßte zunächst wie viele andere Deutsche den Aufstieg Hitlers. Doch wurden seine Bilder von den Nationalsozialisten alsbald als „Entartete Kunst“ verfemt und 1937 in der gleichnamigen Ausstellung in München zur Schau gestellt. Außerdem waren seine Frau *Julia* als Jüdin und seine Kinder gefährdet. Dennoch hielt er es bis zum Jahr 1937 in seiner deutschen Wahlheimat aus, ehe er in die Vereinigten Staaten emigrierte.

Alois J. Schardt und *Mary Dietrich-Schardt* hatten einen Sohn und eine durch Kinderlähmung behinderte Tochter, um deren Schicksal das Ehepaar bereits mit Einführung der „Erbgesundheitsgesetze“ im Juli 1933 in großer Sorge gewesen waren. Während im Herbst 1939 in Deutschland das Euthanasie-Programm einsetzte, gelang der Familie die Flucht in die USA. *Alois J. Schardt* reiste im November 1939 mit der Familie nach Los Angeles, um eine angebliche (doch nie eröffnete) Propagandaausstellung vorzubereiten, kehrte aber nicht mehr nach Deutschland zurück.

Problemlos war die Einreise in die USA nicht, denn die Familie wurde tagelang auf Ellis Island festgehalten. Unterstützung bei der Einreise erhielten sie schließlich von *Lyonel Feininger*, aber auch von *Alfred H. Barr*, dem Direktor des Museum of Modern Art in New York, *Wilhelm R.*



Lyonel Feininger
beim
Skizzieren, 1906,
Foto: *Julia Feininger*
sowie
Alois Schardt als
Direktor des Städtischen
Museums
Moritzburg (Halle),
um 1932.

Valentiner sowie *William Dieterle*. Die *Schardts* wohnten in Los Angeles zunächst in einer von *Dieterle* finanzierten Unterkunft. *Dieterle* finanzierte später auch das Hochschulstudium des Sohnes. An der Westküste angekommen arbeitete *Schardt* zunächst als Sprachlehrer, Kulissenschieber und Vortragsredner. Im Jahr 1946 wurde er Direktor der Kunstabteilung der Olive Hill Foundation und lehrte am Marymount College der University of Southern California.

An Heiligabend 1955 verstarb *Alois J. Schardt* im Exil - in Los Alamos in New Mexico. Er war dort zu Besuch bei seinem Sohn *Wolfgang Alois*, dem Atomphysiker. Drei Wochen später starb *Lyonel Feininger* in New York.

Während ihrer gemeinsamen Zeit in Deutschland verfasste *Schardt* nicht nur mehrere Aufsätze über *Feininger*, sondern führte auch eine Korrespondenz mit ihm. Hunderte von Briefen, die sie sich schrieben, zeugen von ihrer tiefen Freundschaft. Ein weiteres Zeichen ihrer Verbindung ist die große Anzahl von Werken, die *Lyonel Feininger* *Alois J. Schardt* schenkte, darunter auch die in diesem Beitrag gezeigten Naturstudien.



Für mich als ehemaliger Schüler des Fürst-Johann-Ludwig-Gymnasiums in Hadamar ist es besonders interessant zu wissen, dass *Alois J. Schardt* im Jahr 1889 in Frickhofen unweit von Hadamar als Sohn eines Landwirts geboren wurde, in den Jahren nach der Jahrhundertwende das Gymnasium in Hadamar besuchte und dort sein Abitur ablegte. Nach seinem einjährigen Militärdienst studierte er von 1911 bis 1914 Philosophie, Literatur, Archäologie, Geschichte und Kunstgeschichte in Marburg, München, Würzburg und Berlin.

Nachdem er im Ersten Weltkrieg nach der Marne-Schlacht einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte, war er von 1914 bis 1916 Reserveoffizier und wurde schließlich als dienstunfähig entlassen. Am 7. Juli 1916 heiratete er in Berlin die Schauspielerin *Mary Dietrich*. Ein Jahr später wurde er in Würzburg zum Dr. phil. promoviert.

Dr. Reimund Mink

Literatur:

Philipp Demand, *Hochburg in Halle, o.J., Kulturstiftung der Länder.*

Geschichtsverein Frickhofen, Geschichten aus Frickhofen.

Andreas Hüneke, Schardt, Alois, in: Neue Deutsche Biografie, Band 22, Duncker & Humblot, Berlin 2005, S. 565.

Moeller Fine Art, Tracing Feininger, Nature Studies from the Collection of Alois J. Schardt, Februar 2024.

Andreas Plattbaus, Lyonel Feininger, Porträt eines Lebens, Rowohlt, Berlin 2021.



Erfinder der Romantik, Maler der Unendlichkeit: *Caspar David Friedrich* fasziniert mit seinem Werk wie kaum ein anderer - damals wie heute. Seine weiten Himmelsdarstellungen sind einzigartig, seine religiöse Symbolik offensichtlich, doch auch das Abgründige seiner Bilder ist spürbar.

Am 5. September 2024 feiern wir den 250sten Geburtstag von *Caspar David Friedrich*. Seine Landschaftsgemälde in ihren leuchtenden Farben, das geheimnisvolle Licht seiner Bilder und die Darstellung endloser Ferne haben die Sicht auf die Natur nachhaltig geprägt. Sie gewinnen ihre große Strahlkraft aus einer luftigen Transparenz im Farbauftrag und dem Zauber ihrer Nuancen.

Das Albertinum und das Kupferstich-Kabinett der Staatlichen Kunstsammlungen in Dresden zeigen unter dem Titel „Caspar David Friedrich. Wo alles begann“ zurzeit große Sonderaus-

stellungen. Im Albertinum werden zudem seine Werke bedeutenden Landschaftsbildern aus der Gemäldegalerie Alte Meister gegenübergestellt.

Friedrichs Bekanntschaften in Dresden und darüber hinaus waren entscheidend für seine künstlerische Laufbahn. Gemälde mit ihm befreundeter Künstler, seiner Schüler und von Malern in seinem Umkreis, unter anderem der Akademieprofessoren, veranschaulichen die Vielschichtigkeit des Kunstbetriebes zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

So findet in Dresden nun das „Caspar-David-Friedrich-Festival“ seinen krönenden Abschluss in Deutschland.

Nach der Hamburger Kunsthalle, der Alten Nationalgalerie Berlin und den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden folgt 2025 eine große Retrospektive im Metropolitan Museum in New York.



Denkmal von Giacomo Puccini in seinem Geburtsort Lucca

Der italienische Komponist *Giacomo Antonio Domenico Michele Secondo Maria Puccini* wurde am 22. Dezember 1858 in Lucca geboren. Er starb am 29. November 1924 in Brüssel, also vor hundert Jahren. Mit „La Bohème“, „Tosca“ und „Madame Butterfly“ hat er sich einen Platz unter den bis heute beliebtesten Opernkomponisten erworben.

Warum berühren uns seine Melodien so sehr? Und welche Rolle spielen dabei seine tragischen Frauenfiguren? Wie zerbrechlich sie doch sind – und dabei so leidenschaftlich! Fragil und passioniert zugleich. Vor lauter Gefühlsüberschwang lassen sie ihr Leben.

Viele weiblichen Bühnengestalten in den Opern Puccinis sind Frauen, die liebend leiden, die sich selbst opfern oder geopfert werden. Der Komponist will eine Verschränkung von Leben, Liebe, Leid und Tod: „Für die Liebe stirbt, wer für sie lebt“ („Chi ha vissuto per amore, per amore si morì“).

Dr. Reimund Mink

TRAUERGESANG UND HOFFUNGSMUSIK

In zwei Monaten, am 1. November, feiern wir Allerheiligen. Es ist in der katholischen Kirche traditionell nicht nur der Gedenktag der Heiligen, sondern auch der Tag, an dem an die Verstorbenen gedacht wird. Wir denken an unsere Eltern und Großeltern, die vielleicht schon viele Jahre tot sind, aber auch an verstorbene Freundinnen und Freunde. Wir gehen auf den Friedhof und stellen ein Grablicht auf. Es ist bei uns Tradition, dass es am Sonntag nach Allerheiligen auf dem Friedhof eine Feier mit Gräbersegnung gibt. Der Kirchenchor trägt einige Lieder vor.

Es tut gut, in der Trauer nicht allein zu sein. Gut tut in der Trauer immer auch - die Musik. In der christlichen Kultur gibt es wunderbar tröstliche Musik - für Trauerzeiten, Beerdigungen, Requien. Sie lässt uns weinen, aber auch Hoffnung schöpfen. Denn unser christlicher Glaube sagt uns: Mit dem Tod ist nicht alles vorbei.

Ein Trauergesang ist das „In Paradisum“. Es ist eine einfache Musik, oft wird sie beim Gang zum Grab gesungen, a cappella. Sie geht zurück auf einen lateinischen Wechselgesang aus dem Mittelalter. In diesem kurzen, schönen Gesang steckt so viel Trauer, aber auch viel Trost. „Zum Paradies mögen Engel dich geleiten, die heiligen Märtyrer dich begrüßen und dich führen in die heilige Stadt Jerusalem.“

Dieser alte christliche Gesang zur Grablegung hat auch in diverse neuere Requien Eingang gefunden: in das von *Maurice Duruflé* zum Beispiel oder in das berühmte „War Requiem“ von *Benjamin Britten*. Es scheint so, als ob beim Trauern und Klagen auch die Verknüpfung mit alten Zeiten hilft. Nirgendwo sonst ist die Musik so sehr kulturelles Gedächtnis. Wir treten mit ihr ein in einen großen Klagechor, der die Menschen über die Jahrhunderte hinweg verbindet in ihrer Trauer um liebe Menschen.

Requien zählen zu den Musikstücken, die uns oft am meisten bewegen, das Requiem von *Johannes Brahms* zum Beispiel. In diesem Requiem steckt oft viel Erinnerung: Die vertonten Bibelstellen - zum Beispiel die wunderbaren Zitate aus dem Johannesevangelium und aus dem Propheten *Jesaja*, die *Brahms* vertont und verknüpft hat: „Ihr habt nun Traurigkeit, aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen“ (Johannes 16,22) und „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ (Jesaja 66,13a).

Johann Sebastian Bach spendet in seiner Musik Trost wie kaum ein anderer. Immer wieder lädt er uns dazu ein, beim Trauern an unseren eigenen Tod zu denken: Nicht nur dieser Tote da musste sterben. Auch ich werde sterben müssen, irgendwann einmal, auch ich bin vergänglich. Darüber zu sprechen, ist schwierig. Aber davon zu hören oder auch zu singen, in tröstlicher Musik, geht besser.

Mitten in der Matthäus-Passion erklingt im Choral der berühmte Text von *Paul Gerhardt*: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir, wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür“. Christlich gedacht ist diese Bitte genau richtig mitten in der Passion Jesu. Sein Sterben will mir Mut machen fürs eigene Sterben: Gott wird mich in meiner Todesstunde nicht allein lassen. Er wird mich „kraft seiner Angst und Pein“ aus meinen Ängsten reißen – und mich hinüberführen in ein neues Leben.

Davon kündigt *Johann Sebastian Bach* immer wieder. Auch ganz am Ende seiner Johannes-Passion geht der Blick vom Sterben Jesu weiter zum eigenen Sterben. Und deshalb wird nach dem großartigen Schlusschor „Ruhet wohl, ihr heiligen Gebeine“ die Musik plötzlich noch einmal ganz innerlich und persönlich. Und für alle heißt es im Schlusschoral: „Ach Herr, lass dein lieb Engelein am letzten End die Seele mein in Abrahams Schoß tragen!“ Auch in dieser Musik steckt die wunderbare Vorstellung, die schon die alte Antiphon „In Paradisum“ erfüllt hat.

Bei *Bach* oder auch bei *Brahms* knüpft sich die Hoffnung auf eine andere Welt oft an Worte – an die von *Paul Gerhardt* oder auch an die der Bibel. Aber Trauermusik ist nicht nur an Worte gebunden. Es gibt wunderbare Instrumentalstücke, bei denen uns große Traurigkeit packt – und wir uns zugleich wundersam getröstet fühlen.

Samuel Barbers „Adagio“ zum Beispiel ist so ein Werk. Auch Werke von *Arvo Pärt* berühren uns auf diese Weise – er hat auch einige Stücke „In Memoriam“ anderer Menschen geschrieben, in Erinnerung an *Benjamin Britten* etwa.

Als Beispiel für die Hoffnungsmusik ohne Worte gilt auch das Cellokonzert von *Antonin Dvorak*. Während *Dvorak* an diesem Konzert arbeitet, erfährt er von der schweren Erkrankung seiner Schwägerin - bald danach stirbt sie. Die ältere Schwester seiner Frau war einst auch seine Jugendliebe – und so klingt vor allem das Adagio in diesem Cellokonzert wie ein letztes, sehr emotionales „Lebe wohl“.

Dr. Reimund Mink

EMPFEHLUNGEN FÜR ESCHBORN

THEATER 19.30 UHR

BÜRGERHAUS SCHWALBACH, MARKTPLATZ 1,
65824 SCHWALBACH AM TAUNUS

Montag 23. September 2024

© HERMANN POSCH

Eingeschlossene Gesellschaft
theaterlust

Dienstag 08. Oktober 2024

© REINE ACHENBACH

Molière
NN Theater

Mittwoch 30. Oktober 2024

© SINJE HASSEIDER

Altes Land
Ohnsorg Theater

Freitag 08. November 2024

© HELMUT BEUFFERT

Spatz und Engel
EURO-STUDIO Landgraf

KONZERT 19 UHR

BÜRGERZENTRUM NIEDERHÖCHSTADT,
MONTGERONPLATZ 1

Sonntag 27. Oktober 2024

© SOLINA CELLO-ENSEMBLE

Solina Cello-Ensemble
Der Tanz ist eröffnet

Sonntag 24. November 2024

© CHRISTOPH A. HELLMKE

Guitar Gala Night
Gitarrenduo Grüber & Maklar und Amadeus Guitar Duo

Zwei der weltbesten Gitarrenduos treffen aufeinander. Es erklingen die schönsten Melodien der Literatur für Quartett, von der Barockgitarre vom Barock bis zur Moderne.

ANDERE TÖNE 19 UHR

BÜRGERZENTRUM NIEDERHÖCHSTADT,
MONTGERONPLATZ 1

Donnerstag 10. Oktober 2024

© MICHAEL MEYER

Feuerbach Quartett
Brahms Britten Beatles

Das Feuerbach Quartett gilt als ein Synonym für innovative Adaptionen anspruchsvoller, moderner Rock- und Popmusik für klassisches Streichquartett. Vier Musiker aus vier Nationen, die mit atemberaubender Spielfreude am Start sind.

Donnerstag 07. November 2024

© ROBERT JENTZSCH

MEDLZ
Best-Of – 25 Jahre

Die vier Stimmen beeindrucken durch ihren modernen A-cappella-Sound, der an keiner Stelle Bass und Beat vermissen lässt. Mit wohl dosierter Percussion schaffen sie es, Pop- und Rocksounds zu erzeugen. Berührend, rockig und mitreißend.

ZU DEN KONZERTEN
FINDET UM 18 UHR EINE
EINSTÜNDIGE
EINFÜHRUNG STATT.

St. Nikolauskonzerte

Konzert für Sopran, Trompete und Orgel

29. September 2024, 19 Uhr

Das nächste Museumskonzert

findet am 2. Oktober 2024 um 20 Uhr
im Museum Eschborn statt.

EMPFEHLUNGEN FÜR FRANKFURT UND RHEIN-MAIN

FRANKFURT AM MAIN

STÄDEL MUSEUM

Künstlerinnen zwischen Frankfurt
und Paris um 1900



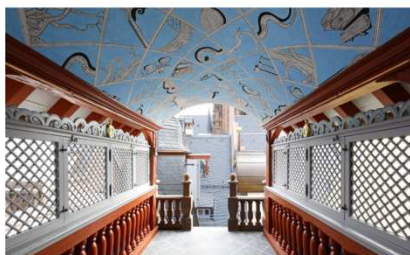
Bis zum 27. 10. 2024

CARICATURA



HISTORISCHES MUSEUM

Zur Goldenen Waage in der Frank-
furter Altstadt



Öffentliche Führungen an Samstagen um 14 Uhr
und um 16 Uhr

OPER FRANKFURT

Premieren

Sonntag, 22. September 2024,
18.00, Opernhaus
DER PRINZ VON HOMBURG
Hans Werner Henze

Sonntag, 3. November 2024,
18.00, Opernhaus
LULU
Alban Berg

Sonntag, 10. November 2024,
19.00, Bockenheimer Depot
PARTENOPE
Georg Friedrich Händel

WIESBADEN

MUSEUM REINHARD ERNST



Fumihiko Maki
und Maki & Associates:
Für eine menschliche Architektur
Bis 9. 2. 2025

DARMSTADT

HESSISCHES LANDESMUSEUM

Graphic Revival



Natur, Mensch, Industrie in
England um 1900

Bis 29. 9. 2024

KRONBERG

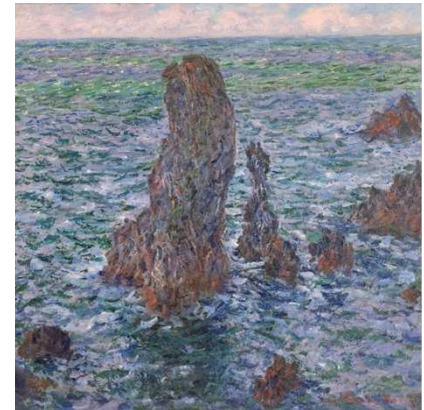
KRONBERG FESTIVAL –

WEITERGABE DES FEUERS
20. September bis 3. Oktober 2024

BAHNHOF ROLANDSECK

Arp Museum

Im Fluss. Eine Geschichte über das Wasser
17.11.2024 – 27.4.2025



Claude Monet, *Die Felspyramiden von
Port-Coton*, 1886

*Die Ausstellung erzählt eine
Kunstgeschichte des Wassers mit rund
50 Meisterwerken der Malerei von
1600 bis in die Moderne. Ausgehend
von den Meeresstilleben des Barock
und früher Landschaftsmalerei bis zu
den Werken des Impressionismus wan-
delt sich das Bild des Wassers.*

BAD HOMBURG

Pilze – Verflochtene Welten

*Das Museum Sinclair-Haus
begibt sich auf die Suche nach
Pilzen und gibt Einblicke in eine
faszinierende verwobene Welt*



15.9.2024 - 9.2.2025

Impressum

Das Westerbach-Blatt erscheint vierteljährlich, und zwar jeweils: Anfang Dezember (Winter), März (Frühling), Juni (Sommer) und September (Herbst).

Herausgeber:

Förderverein
Katholische Gemeinde
St. Nikolaus e.V.
Metzengasse 6
65760 Eschborn –
Niederhöchstadt

Der Vorstand des Fördervereins:

Rainer Gutweiler
(Vorsitzender),
Dr. Reimund Mink
(Stellvertretender
Vorsitzender),
Andrea Knebel
(Schatzmeisterin),
Ralf Weber
(Schriftführer)

Webseite: Gemeindeteil
von St. Nikolaus

www.heilig-geist-am-taunus.de

Dort finden Sie das
Westerbach-Blatt auch als
PDF-Datei.

E-Mail: foerderverein@nikolausgemeinde.de

Fotos: (wenn nicht anders
angegeben)

Edda Best (S.11), Rainer
Gutweiler (S.4-7), Fred
Kannengießer (S.8),
Dr. Reimund Mink (S.1,
8,10,11,13,14,16,18,19,
20,22,35-39,42-44),
Gerhard Raiss (S.12),
Reiner Waldschmitt
(S.26-33), Ralf Weber
(S.9).



Förderverein
Katholische Gemeinde
St. Nikolaus e.V.

Der Förderverein Katholische Gemeinde St. Nikolaus e.V. unterstützt die Gemeindearbeit in den Bereichen Kinder, Jugend und Senioren, ist Träger der Stadtteilloffenen Kinder- und Jugendarbeit, veranstaltet u.a. die St. Nikolauskonzerte und fördert das Gemeindeleben von St. Nikolaus in vielfältiger Weise.

Beitrittserklärung

Ich möchte Mitglied des

„Förderverein Katholische Gemeinde St. Nikolaus e.V.“

werden und unterstütze ihn mit einem

Jahresbeitrag von €..... (Mindestbeitrag € 60,-).

Vor- und Zuname

Straße, PLZ, Ort

Email-Adresse

Unterschrift

Einzugsermächtigung

Ich ermächtige widerruflich den Förderverein Katholische Pfarrgemeinde, St. Nikolaus e. V. den Betrag zu Lasten meines Kontos bei der

Bank/Sparkasse:.....

IBAN:

durch SEPA-Lastschrift einzuziehen.

Datum, Unterschrift

Ihre Daten werden ausschließlich für Verwaltungsaufgaben des Fördervereins verwendet. Eine Weitergabe an Dritte findet nicht statt.

Vorstand:
Rainer Gutweiler, Vorsitzender
Dr. Reimund Mink
Andrea Knebel
Ralf Weber

Vereinsregister
Amtsgericht
Frankfurt a. M.
VR 11986

Bankverbindungen
Nassauische Sparkasse
DE86 5105 0015 0194 0234 56
Taunussparkasse
DE49 5125 0000 0044 0031 12

Wussten Sie, dass der Druck eines Exemplars des Westerbach-Blattes mehr als drei Euro kostet? Wir sind auf Ihre Hilfe und Unterstützung angewiesen. Damit das Westerbach-Blatt auch in Zukunft in gewohnter Qualität und Auflage erscheinen kann, wäre es schön, wenn Sie uns auch weiterhin finanziell unterstützen könnten. Vielen Dank.